Die Psyche des deutschen Industriearbeiters um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Dissertation

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Staatswissenschaften (rer. pol.) der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Breslau vorgelegt von

Ewald Ottinger

Breslau
1930

Spezialdruckerei für Dissertationen Dr. H. Eschenhagen, K.-G., Ohlau in Schlesien.

Gedruckt mit Genehmigung
der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät
der Universität Breslau
Berichterstatter: Professor Dr. Mitscherlich.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Die Psyche des deutschen Industriearbeiters um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Motto:

„Aufgabe ist, die Totalität der Seele in der Totalität der entsprechenden Umwelt und so weit wie möglich in der Totalität der Welt zu erfassen und aus dieser Fülle von Wechselwirkungen das einzelne Phänomen, die einzelne Eigenschaft, die abgegrenzte Äußerung abzuleiten."[1]

1. Kapitel.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts in ihrer Bedeutung für die deutsche Industriearbeiterschaft.

Der neue Wirtschaftsstil — Die Umgestaltung der Arbeitstechnik — Die Urbanisierung — Der vulgäre Intellektualismus — Die halbe Rationalisierung der Lebensführung.

2. Kapitel.

Die Lebensbedingungen der deutschen Industriearbeiterschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Ihre quantitative Bedeutung — Ihre Funktionen — Ihre Entlohnung — Die eigenen vier Pfähle — Die Physis.

3. Kapitel.

Die beiden damaligen Grundtypen.

I. Die handwerksmäßig Geschulten: Ihre Beurteilung durch Zeitgenossen — Sehfehler — Handwerker in Ideologie und Lebensführung — Unstimmigkeiten.

II. Die Ungelernten: Ihre Elite — Auffälliger Knechtssinn — Gründe dafür — Frauen- und Kinderarbeit — Die Jugendlichkeit auch der erwachsenen männlichen Industriearbeiter — Verkennung der ihnen verbliebenen Naturwüchsigkeit — In steter Tuchfühlung mit dem Lumpenproletariat — Ihre Indifferenz gegen den Staat — Ihre autochthone Religiosität — Ihre Genealogie.

4. Kapitel.

Die Lage der deutschen Industriearbeiterschaft ein halbes Menschenalter später.

Ihr Wachstum — Strukturverschiebungen — Verlängerung der Arbeitszeit — Schärfere Scheidung von Industrie- und Landwirtschaft — Angleichung der Lohnsätze der handwerksmäßig Geschulten — Bedenkenlose Ausnützung der Lage des Arbeitsmarkts seitens der Arbeitgeber — Konjunkturbedingtheit der Löhne — Zunahme des Wohnungselends — Hygienische Mißstände.

5. Kapitel.

An der Schwelle der kapitalantagonistischen proletarischen Ideologie.

Noch immer starkes Abhebungsbedürfnis der handwerksmäßig Geschulten — Ihre feste Verankerung in der kleinbürgerlichen Ideologie — Die Koalitionsfreiheit und ihre Auswirkungen — Die anderweite Erschütterung der Handwerksgesinnung — Abstreifung des Hörigkeitssinns durch die Ungelernten — Unausbleiblichkeit eines Gemeinschaftsgefühls.

Schluß.

Der Kapitalantagonismus

1) Vera Strasser, Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen, S. 1.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546319_0151

1. Kapitel.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts in ihrer Bedeutung für die deutsche Industriearbeiterschaft.

Der Frühkapitalismus wandelte sich in Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Hochkapitalismus. Diese beiden Arten des Kapitalismus unterscheiden sich nicht nur graduell, sondern auch essentiell. Der Gradunterschied wird hier so groß, daß Quantität in Qualität umschlägt. Welcher Unterschied besteht doch zwischen dem „Bourgeois" alten Stils und dem modernen Unternehmer! Jenen leitete noch das alte „Leben und Lebenlassen", er erwarb um des zu Erwerbenden willen, für diesen aber gibt es nur ein völliges Aufgehen in dem Geschäft als solchem, er erwirbt um der Erwerbsbetätigung willen. „Der Unternehmer", sagt Sombart[2] „will die Blüte seines Geschäfts, und er muß den Erwerb wollen." Er stützt sich dabei auf Walther Rathenau, der in seinen „Reflexionen" den modernen Unternehmer wie folgt kennzeichnete: „Das Objekt, auf das der Geschäftsmann seine Arbeit und seine Sorgen, seinen Stolz und seine Wünsche häuft, ist sein Unternehmen; es heiße wie es wolle: Handelsgeschäft, Fabrik, Bank, Reederei, Theater, Eisenbahn. Dies Unternehmen steht ihm gegenüber wie ein körperlich lebendiges Wesen, das es durch seine Buchführung, Organisation und Firma ein unabhängiges wirtschaftliches Dasein führt. Der Geschäftsmann kennt kein anderes Trachten, als daß dieses Geschäft zu einem blühenden, starken und zukunftsreichen Organismus erwachse". Die induviduelle Erwerbswirtschaft, im Frühkapitalismus noch Mittel zum Zweck, wird im Hochkapitalismus zum Selbst- und Endzweck erhoben.

Was das für eine Bedeutung hat, sagt uns am besten Simmel.[3] „Die Kreierung eines Endzweckes ist unter allen Umständen nur durch eine spontane Willenstat möglich, wäh-

2) Der Bourgeois, S. 218.
3) Philosophie des Geldes, 4. Aufl. S. 231.

rend einem Mittel sein relativer Wert ebenso unbedingt nur vermittels theoretischer Erkenntnis zuerkannt werden kann. Die Setzung des Ziels erfolgt aus dem Charakter, der Stimmung, dem Interesse: den Weg aber schreibt uns die Natur der D i n g e vor; die Formel, die über so viele Lebensverhältnisse mächtig ist: daß das Erste uns freisteht und wir beim Zweiten Knechte sind, gilt deshalb nirgends ausgedehnter als auf dem teleologischen Gebiete." Es sei klar, daß wenn das Bewußtsein des Zweckes lebendig bleibe, es nichts rein Idelles, sondern auch seinerseits ein Prozeß sei, der organische Kraft und Bewußtseinsintensität verbrauche. Die allgemeine Lebenszweckmäßigkeit werde also dahin streben, ihn auszuschalten, da er ja zu der teleologischen Lenkung unseres Handelns prinzipiell (von allen Komplikationen und Ablenkungen abgesehen) nicht mehr nötig sei. Und dies scheine nun endlich die Erfahrungstatsache durchsichtig zu machen, daß das nur durch die Mittel realisierbare Endglied unserer praktischen Reihen um so sicherer von diesen hervorgebracht wird, je vollständiger unsere Kräfte auf die Hervorbringung der Mittel gerichtet und konzentriert sind. Eben diese Herstellung der Mittel sei die eigentlich praktische Aufgabe, je gründlicher sie gelöst werde, desto mehr könne der Endzweck der Willensbemühung entraten und sich als der mechanische Erfolg des Mittels einstellen. Das praktisch Zweckmäßigste sei also die volle Konzentrierung unserer Energien auf die nächst zu verwirklichende Stufe der Zweckreihe, d. h. man könne für den Endzweck nichts Besseres tun als das Mittel zu ihm so zu behandeln, als wäre er es selbst. In der Psychoanalyse kennt man diesen Vorgang als Vorverlegung der „Libidobesetzung". Dabei muß man aber Folgendes beachten: Geht man in der Zweckreihe eine Stufe zurück, macht man also das bisher oberste Mittel nunmehr zum Endzweck, so erfährt damit auch notwendig das Interesse an den nachgeordneten Mitteln eine Veränderung. Es muß sich verengen und konzentrieren. Die nachgeordneten Mittel werden jetzt anders gewertet, nämlich nur noch nach ihrer Eignung für das Endzweck gewordene o b e r s t e Mittel, nicht mehr jedoch nach dem für das Bewußtsein weggefallenen übergeordneten Zweck.

So mußte sich das Selbstzweckwerden des Erwerbsstrebens, seine „Libidobesetzung", in einer von Grund auf ver-

änderten Geschäftsführung äußern. Neue Grundsätze begannen zu herrschen, die die Stellung zum Geschäft vollständig veränderten. Der Frühkapitalismus war auch rationalistisch, aber nur so weit, wie sich nicht Konflikte mit dem Gemeinschaftsleben ergaben: der Hochkapitalismus jedoch führte den Rationalismus schlechthin ein. Bei ihm regiert immer nur und unter allen Umständen das Rationellste, die Nebenwirkungen werden außer Acht gelassen. „Fiat productio et pereat homo!" (Sombart.) Was den höchstmöglichen Dauergewinn verhieß, galt fortan als das Rationellste. Der Gegenstand eines Geschäftes mochte noch so gleichgültig oder verächtlich sein, die Kunst der rationellen Geschäftsführung ward für jedes Geschäft eine Rechtfertigung. Die Kundschaft begann zu regieren. Zur Erlangung eines möglichst großen Kundenkreises war jedes Mittel recht. Besonders das der Preisunterbietung, das wiederum eine größtmögliche Senkung der Produktions- und Vertriebskosten notwendig machte.

Wo solche Geschäftsprinzipien walteten, da mußten auch die Beziehungen zu den Arbeitnehmern alles „Irrationalen", alles Gefühlsmäßigen entkleidet werden. Jedoch mit einer Ausnahme. Nach wie vor dünkte sich der Arbeitgeber seinem Arbeitnehmer gegenüber als „Herr". Schmoller[4] stellt demgegenüber als Konsequenz der Versachlichung des Arbeitsverhältnisses, seiner Umgestaltung zu einem reinen Vertragsverhältnisse mit Recht das Postulat auf, „daß die Unternehmer die Arbeiterorganisationen dulden, anerkennen, mit ihnen verhandeln und daß sie dabei die Arbeitervertreter so höflich behandeln, wie es sich Käufer und Verkäufer auf dem Markte zu begegnen pflegen." Die Unternehmer hätten kein Recht mehr, die Forderung einer Lohnerhöhung oder der Kürzung der Arbeitszeit als „Insubordination" zu behandeln. Sie hätten den Arbeitern mit den Formen der Achtung, der Rücksichtnahme, der Menschlichkeit gegenüberzutreten, wie sie heute überhaupt zwischen den verschiedenen Klassen, die aufeinander angewiesen sind, die Voraussetzung des Geschäfts- und des Verfassungslebens, des gesellschaftlichen Friedens wären. In diesem einen Falle beharrten jedoch die Unternehmer auf dem Irrationalen, weil man im Leben gemeinhin „autistisch" (Bleuler), also nie wunschlos denkt.

4) Grundriß der Volkswirtschaftslehre, 2. Bd. S. 278.

Ganz fraglos wurde bei ihnen dadurch das Erwerbsstreben erleichtert. Im übrigen sahen sie in den Arbeitnehmern nichts als Arbeitnehmer, besonders in den Arbeitern nichts als Arbeiter. Als Menschen waren diese ihnen grundsätzlich gleichgültig.

Die Zeit war vorbei, von der Sombart in der zweiten Auflage seines „Modernen Kapitalismus" sagt, daß, wenn der Arbeiter tüchtig war, er schon darauf bauen konnte, daß er nicht in Not kam, weil er wußte, daß der Unternehmer ihm seine Bitte um Beistand im Unglück nicht abschlagen würde. Vorbei war auch die Irrationalität des Arbeitsprozesses.

Damit kommen wir zu der fundamentalen Umgestaltung der Arbeitstechnik, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts zwar nicht erst ihren Anfang nahm, aber damals gerade so weit fortgeschritten war, daß sie auf das menschliche Zusammenleben wesentlich modifizierend wirken mußte.

Seit dieser Zeit jagt förmlich eine technische Neuerung die andere. Jedes neue Jahr überrascht mit weit größeren, als das vorige schon getan hat.

Dieser unausgesetzte Wandel in der Technik rührte daher, daß der Arbeitsprozeß zum Gegenstand wissenschaftlicher Nachprüfung gemacht worden war. Hermann Muthesius kennzeichnete das in seinem Vortrage „Wo stehen wir?" noch des näheren dahin, daß die wissenschaftlich begründete Technik, am Ende des 18. Jahrhunderts geboren, das Denken des 19. Jahrhunderts völlig mit Beschlag belegt habe. Man könne ihre unerhörten Ergebnisse, wie sie heut zu Tage liegen, nicht anders erklären, als daß die gesamte Geisteskraft der Menschen an ihrer Vorwärtsentwicklung beteiligt gewesen sei. Nur so hätten hier in einem Jahrhundert Erfolge erzielt werden können, die die frühere Arbeit von Jahrtausenden in den Schatten stellen.

Auf die wichtigsten Momente bei der wissenschaftlichen Nachprüfung macht uns Max Kraft in seinem „System der technischen Arbeit" aufmerksam. Er zeigt uns darin die Arbeitsprozesse als Ketten und Kettenzüge von Wechselwirkungen der Materie und Energie in Zeit und Raum.

Jeder technische Arbeitsvorgang müsse menschentätig eingeleitet werden. Es beginnt also jeder technische Prozeß mit der Umwandlung einer mechanischen Wirkungsform in eine andere mechanische oder nicht mechanische Wirkungs-

form der Energie. Der technische Arbeitsvorgang könne nach der einleitenden Zustandsänderung aus einem sich immer gleichbleibenden oder aus einem mehr oder weniger wechselnden Energieumwandlungsvorgang bestehen. In beiden Fällen könne der Arbeitsvorgang seinem ganzen Umfang nach menschen-, tier- oder selbsttätig oder kombiniert zur Ausführung kommen. Desgleichen könne der technische Arbeitsvorgang ununterbrochen (kontinuierlich) oder unterbrochen (periodisch) oder in einer Art von Zwischenstufe durchgeführt werden. Da die kontinuierlichen Arbeitsvorgänge nicht immer aus einem unerschöpflichen Energiespeicher zu schöpfen vermögen, müsse ihnen durch periodische Vorgänge Energie zugeführt oder die Energieumwandlung immer wieder eingeleitet werden (Dampfbildungs-, Hochofen-, Röstvorgang, alle Verbrennungs-, Feuerungsprozesse usw.). Der kontinuierliche Arbeitsvorgang ist am besten durch selbsttätige Prozesse zu erreichen. Die technische Vollkommenheit eines Arbeitsvorganges steht in geradem Verhältnis zu der bei ihm verwirklichten Kontinuierlichkeit. Hören wir darüber Kraft: „Beide Kontinuitätsgattungen sind für die technische Arbeit von ungeheurer, namentlich wirtschaftlicher Wichtigkeit, da sie eine Umgehung der Arbeitspausen ermöglichen, durch welche nicht nur eine Zeit- sondern auch Energieverlust unvermeidilch wird. Der Zeitverlust ist durch die beim periodischen Arbeitsvorgang oft eintretenden arbeits-, daher nutzlosen Pausen herbeigeführt; während der Energieverlust namentlich aus der nach jeder Pause immer wieder notwendigen Überwindung des Trägheitsmoments, aus Verlust an Wärme und strahlender Energie bei erhitzten Arbeitsstücken, sowie aus den unvermeidlichen Verlusten an verschiedenartiger Energie besteht, die durch das Verschwinden immer vorhandener überschüssiger Energie bei der Unterbrechung jedes Arbeitsvorganges eintreten." Außer der Kontinuität gibt es allerdings noch andere wichtige Momente. So müssen die Hilfsmittel des technischen Arbeitsvorganges z. B. „Vor- und Einrichtungen, Apparate, Geräte, Werkzeuge und Maschinen" bestimmten Prinzipien gerecht werden. An solchen technischen Prinzipien nennt Kraft folgende: „a) das Prinzip der Anpassung an die durch das Hilfsmittel zu vollführenden Energieumwandlungen, Wechselwirkungen und Zustandsänderungen der Materie und

der Weiterleitung derselben, b) das Prinzip der Anpassung an die Aggregatzustände der Materie, c) das Prinzip der Präzision, das (gemeint ist wohl: die) im Resultate des technischen Arbeitsvorganges erreicht werden soll, d) das Prinzip der Anpassung an die Körperkonstitution des Menschen und des Tieres dort, wo diese unmittelbar maßgebend wirkt, e) das Prinzip der Proportionalität, nach welchem das Hilfsmittel in geradem Verhältnis zur Masse der dem Arbeitsvorgang unterworfenen Materie zu stehen hat, f) das Prinzip der Kontinuität oder Periodizität, das hier entsprechend dem Arbeitsvorgang auf die Hilfsmittel übergreift, und g) das Prinzip der Anpassung an das Zeiterfordernis des Arbeitsganges, die Geschwindigkeit desselben." Wenn bei Einrichtung der Hilfsmittel des technischen Arbeitsvorganges nach diesen technischen Prinzipien vorgegangen wird, dann ist auch das Prinzip der Ökonomie verwirklicht. Denn dann ist „die Größe der unvermeidbaren Verluste an Materie, Energie, Zeit und Raum auf das tunlichst geringste Maß herabgemindert." Nicht minder bedeutsam als die höchstmögliche Eignung der Hilfsmittel ist für den technischen Arbeitsprozeß auch das Prinzip der Konzentration, der Zusammenfassung von Energie und Materie in der Zeit- und Raumeinheit zu deren Ersparnis. Es existiere „kein technischer, chemischer oder mechanischer Vorgang, kein Werkzeug, keine Vorrichtung, keine Maschine, in welchem das Prinzip der Konzentration im Laufe der Entwicklung nicht zur Anwendung gekommen wäre, um eine immer höher gesteigerte Ökonomie der Produktionsfaktoren zu erzielen."

Hiernach ist es das Ziel aller technischen Verbesserungen, im Arbeitsprozeß ein immer größeres Maß von Kontinuität und Konzentration, Proportionalität und Präzision zu verwirklichen. Sie arbeiten an einem ausgesetzten „Umbau" der Wechselwirkungketten und -Kettenzüge. Nach Kraft besteht dieser Umbau „entweder aus dem Ausschalten alter oder Einschalten neuer Kettenglieder oder Ketten, aus Aenderungen, die sich auf das zur Wechselwirkung gebrachte Material oder die Energie oder das Hilfsmittel beziehen, aus Aenderungen in der Reihenfolge, in der Verbindung der Glieder und Ketten, aus der Androhung paralleler Kettenzüge gleicher oder anderer Gattung (Erweiterung) oder aus dem

vollkommenen Aufgehen des alten und Aufbauen eines neuen Betriebes."

Das systematische Ausschalten alter Kettenglieder machte viele manuelle Fertigkeiten ganz wertlos, andere an bestimmtem Orte zumindest vorübergehend entbehrlich. Damit wurde in das Leben nicht bloß der selbständigen Handwerker, sondern auch der Arbeiter eine zuvor nicht gekannte Unsicherheit getragen. Mit dem Lebenstrott von früher war es zu Ende. Jeden Augenblick mußte man auf eine Kündigung gefaßt sein. Diese Sorge war nicht gering, denn einmal wurden durch den raschen Wechsel der technischen Verfahrungsweisen in den einzelnen Betrieben ständig Arbeiter eliminiert, außerdem kam es aber auch vor, daß ganze Betriebe konkurrenzunfähig gemacht wurden. Ein geringer Trost war es für den Arbeiter, daß es zur Ausschaltung wirtschaftlich nicht mehr Existenzberechtigter im allgemeinen nur in Zeiten niedergehender Konjunktur kam. Die kurze Galgenfrist, die ihm dadurch gegeben war, wurde reichlich aufgewogen durch die umso größere Not, wenn in Zeiten niedergehender Konjunktur Ungezählte zugleich neue Stellen suchten.

Das Aufkommen einer „industriellen Reservearmee" (Karl Marx) war aber nicht das einzige, was sich aus der begonnenen technischen Rationalisierung ergab. Auch die A r t der Arbeit änderte sich von Jahr zu Jahr mehr.

Die nur technisch sinnvolle Zerlegung des Arbeitsprozesses in sorgfältig berechnete, einfachste Hantierungen und Handgriffe verurteilte den Arbeiter zur Ausführung sinnloser, monotonster Arbeitsverrichtungen, machte ihn zum Teilarbeiter. Der früher bestehende Zusammenhang zwischen Arbeiter und Werk wurde zerrissen. Hand in Hand mit dieser „Trennung von ihrem Werke" (Sombart) ging eine zunehmende Verkrüppelung an Körper und Geist. Vierkandt[5] sagt mit Bezug darauf: „Sobald die Technik ... geradezu schematisierend wirkt, wird von ihrem abstrahierenden Charakter auch der Mensch, wenn er in ihren Bankreis tritt, ergriffen. Soweit er nicht überhaupt aus dem technischen Prozeß eliminiert wird, wird er dann gleichfalls auf die Stufe eines bloßen Mittels herabgedrückt und dem Gesetz der Anpassung und Präzision unterworfen, immer mehr auf gewisse einfache, gleichförmig sich wiederholende Handgriffe beschränkt und so zu

5) Naturvölker und Kulturvölker, S. 392.

einer künstlichen Einseitigkeit und Verkrüppelung erzogen, die zwar den für technische Zwecke verwendeten toten Stoffen durchaus angemessen ist, mit der sittlichen Natur des Menschen aber in schreiendstem Widerspruche steht."

Neben dieser Tendenz zur Entgeistigung vieler Arbeiten durch die Arbeitszerlegung muß man aber bei der modernen Technik auch eine gegenläufige Tendenz feststellen. Sie überträgt nämlich diese von ihr geschaffenen Teilarbeiten immer mehr und mehr der Maschine, „überwälzt" sie gleichsam. Dem auf diese Weise befreiten Menschen verbleibt dann die Leitung der Maschine, eine Tätigkeit, die sich an den Intellekt wendet. Ulrich Wendt, der Verfasser des Buches „Die Technik als Kulturmacht in sozialer und geistiger Beziehung", erklärt deshalb als das Wesen der modernen Technik eine fortschreitende Vergeistigung der menschlichen Arbeit. Aehnlich urteilt Ernst Bernhard in seiner Abhandlung „Höhere Arbeitsintensität bei kürzerer Arbeitszeit". In der Technik älteren Stils seien personale und maschinelle Tätigkeit ineinander verwoben. Die Entwicklung schreite zu einer schärferen Differenzierung der Funktionen. Die Maschine übernehme mehr und mehr die mechanische Formgebung, die gesamte physische Seite des Produktionsprozesses; der Arbeiter investiere immer weniger persönliche Energie an dem Produkt selbst.

Immer bedeutungsvoller wurde die geistige Leitung und Ueberwachung, die „technische Aktion" im Sinne Emanuel Herrmanns. Nach Vierkandt[6] liegt die fortschreitende physische Entlastung und Elimination des Menschen, die schon unter dem Gesichtspunkt der Präzision geboten erscheint, tief im Wesen des technischen Prozesses begründet. „Denn dieser besteht ja eben in einer Dienstbarmachung der Naturkräfte, vermöge deren eine Reihe natürlicher Vorgänge zwischen einen menschlichen Vorsatz und seinen Endeffekt eingeschaltet wird: Je mehr dabei die (zu ergänzen ist hier: manuellen) Eingriffe des Menschen in den Ablauf verschwinden, desto reiner tritt das Wesen dieses Prozesses zutage... Die Forderung und die Bemühung, die Natur dem Menschen immer mehr dienstbar zu machen, bildet ja nur die Ergänzung und Bestätigung des Satzes, daß die wahren Zwecke des

6) a. a. O., S. 390.

menschlichen Lebens rein geistiger Natur sind, und daß alle materiellen Dinge und Vorgänge für sie nur den Rang von Mitteln beanspruchen können."

Eine derartige fortschreitende Vergeistigung des technischen Arbeitsprozesses stellt immer neue Ansprüche an die Intelligenz der Arbeiter. Darauf weist auch Du Bois-Reymond[7] hin: „Die richtige Bedienung einer Maschine erfordert verhältnismäßig hohe intellektuelle Funktionen, sie verlangt im allgemeinen ein Wissen und Nachdenken, welches über das bei den gewöhnlichen Handwerken angewandte oft wesentlich hinausgeht." Ferner lernen wir als Erfordernisse einer spezifisch modernen Arbeit, die im wesentlichen als „regelnde" Tätigkeit zu bezeichnen ist, bei Professor Kammerer, dem Historiker der modernen Maschinenbaukunst, kennen: Anspannung und Geistesgegenwart. Bei Anspannung ist vornehmlich an den Zwang zu stetem Aufmerken gedacht, das jedoch nur bei recht ausgebildetem Verantwortungsgefühl erreicht wird. Die moderne qualifizierte Arbeit wendet sich also an ganz andere Fähigkeiten und Eignungen als die frühere Arbeit. Damit wendet sie sich oft auch an ganz andere Menschen. Einen besonders markanten Fall erzählt uns Bernhard[8]: „In der Spitzenindustrie von Nothingham hat die Einführung neuer Maschinen die Löhne bis zu 100% gehoben. Auch die alten Arbeiter hätten die neuen Maschinen bedienen können. Statt dessen stellten die Fabrikanten sorgfältig ausgesuchte, hochgelöhnte Leute an, da ihnen bei der Größe der neuen Kapitalanlage eine Beschädigung der Maschinen durch Ungeschicklichkeit oder Trunkenheit sehr peinlich gewesen wäre." Mit der Bedienung von Maschinen allein ist jedoch die spezifisch moderne qualifizierte Arbeit nicht getan. Ergänzend kommt hinzu die „Auswahl, Pflege und Nacharbeit der feinen, in den Maschinen tätigen Werkzeuge.[9] Verstanden muß auch alles „Montieren" und das „Formen" in der Gießerei sein. Alle diese Kategorien tragen das Signum moderner Arbeit an sich, denn die erfordern nach Alfred Marshall[10] „die Fähigkeit, vielerlei zu gleicher Zeit im Kopf und alles in Bereitschaft zu halten, wenn man's braucht, das prompte Zugreifen und die schnelle Abhilfe, wenn was schief gegangen ist, die rasche Anpassungsfähigkeit an Aenderun-

7) Erfindung und Erfinder, S. 26.
8) Höhere Arbeitsintensivität bei kürzerer Arbeitszeit, S. 82.
9) W. v. Oechelhauer, Technische Arbeit einst und jetzt, S. 21.
10) Handburch der Volkswirtschaft, S. 241.

gen im Detail der Arbeit, Ausdauer und Zuverlässigkeit, beständiger Ueberschuß an Kraft für den Fall der Not". Weit zurückzustellen hinter diese Wesensfordernisse moderner qualifizierter Arbeit ist alles Spezialkönnen, die Berufsgeschicklichkeit. Du Bois Reymond[11] setllt dafür folgende Forauf: „Die Menschen müssen sich immer mehr despezialisieren, um sich den Forderungen des modernen Lebens anzupassen, während sich die Maschinen immer mehr spezialisieren."

Die moderne qualifizierte Arbeit ist ungleich aufreibender als die mechanische Handarbeit von früher. Sie führt auch viel schneller das als Ermüdung bekannte „Mißverhältnis zwischen der Menge der pro Zeiteinheit verbrauchten geistigen Energie und der zur Produktion derselben pro Zeiteinheit nötigen Materie" (Kraft) herbei. Deshalb erkämpft sich auch die moderne Technik eine Verkürzung der Arbeitszeit. Diese Verkürzung der Arbeitszeit erstreckt sich dann aber nicht bloß auf die qualifizierte Arbeit, sondern gleichermaßen auf alle Kategorien, da qualifizierte und nichtqualifizierte untrennbar miteinander verflochten sind. In dem der Gewerbehygiene gewidmeten achten Bande des von Weyl herausgegebenen Handbuchs der Hygiene stellt Roth[12] fest: „Je großartiger die Technik sich entwickelt, je komplizierter die Maschinen werden, je rascher der Gang derselben, um so größer werden die an den Arbeiter zu stellenden Anforderungen, und um so mehr wird die Verkürzung der Arbeitszeit zu einer physiologischen Notwendigkeit." Und wenn zu einer physiologischen, dann auch zu einer ökonomischen. Dazu äußert sich Kraft[13] wie folgt: „Da die geistige die alles beherrschende und daher für den wirtschaftlichen Erfolg ausschlaggebende Energie im technischen Produktionsvorgang ist, ist die Schonung, die Hintanhaltung jeder Ermüdung, die Erhaltung derselben in voller ungeschwächter Frische der unstreitig wichtigste ökonomische Faktor dieses Vorgangs und das ethisch verwerfliche Auspressen der geistigen Energieträger, die oft bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Uebermüdung derselben, straft sich an den Erpressern selbst, deren Unternehmen in

11) a. a. O., S. 260.
12) S. 27.
13) System der technischen Arbeit, S. 284 f.

seiner Rentabilität unstreitig leiden muß... Die kluge Oekonomie an geistiger Energie zeigt sich nicht in der Ausnützung derselben bis zum letzten Molekül, sondern in der weisen Schonung und Frischerhaltung derselben."

Niemals haben sich jedoch ökonomische Notwendigkeiten reibungslos durchgesetzt. Fortdauernde Reibungen entfachen in den Seelen derer, mit denen die Zeit geht, stets Kampfesstimmung. Wenn die eine Seite noch dazu durch dauernden Unverstand aufreizend wirkt, dann muß sich auf der anderen der „Sinn für das Kritisieren" (Sombart) üppig entwickeln.

Von noch größerer Bedeutung ist, daß die moderne Technik die Arbeiterschaft zu der kopfstärksten aller Volksschichten machte. Sie ermöglichte eine Volksvermehrung, wie sie keine Zeit zuvor gekannt hatte. Seit den napoleonischen Kriegen hat sich die Bevölkerung Europas trotz einer Auswanderung von nahezu 50 Millionen Menschen weit mehr als verdoppelt. Zur Voraussetzung hatte eine solche Vermehrung eine entsprechende Ausweitung des Nahrungsspielraumes. An dieser Ausweitung hatte die Vervollkommnung der Transporttechnik den Hauptanteil. Sie sorgte für stets zureichende Belieferung von Nahrungsmitteln zu Preisen, die für die allermeisten erschwingbar waren. Ein übriges tat dann noch die stete Ausweitung und Vervollkommnung des übrigen Produktionsapparates, die es nur vorübergehend zu bedrohlicher Arbeitslosigkeit kommen ließ. So konnten die Arbeiter lange Zeit früh und nahezu vollzählig heiraten und sich in der Ehe unbekümmert fortpflanzen. Zu gute kamen ihnen hierbei im weiteren Verlauf die Unterdrückung der Seuchen durch Verbesserung der sanitären Verhältnisse, was ja letzten Endes auch eine Vervollkommnung der Technik ist.

Daß es möglich war, solche Massen von Arbeitern zu beschäftigen, führte sich nicht zuletzt auf eine weitgehende Verdrängung der organischen Produktion durch die anorganische zurück, die sich im Unterschied zu jener nahezu beliebig ausweiten läßt. Sombart[14] gibt viele Beispiele für eine Auswechselung von pflanzlichen und tierischen Stoffen durch anorganische: „Als Heizmittel ersetzt die Steinkohle den Torf, das Holz und die Holzkohle, als Leuchtmittel ersetzen

14) Der moderne Kapitalismus, 1. Aufl. S. 44.

Petroleum, Gas und Elektrizität, Fett, Unschlitt, Holzspäne, Oel. Die alten tierischen und pflanzlichen Färbemittel: Purpur, Cochenille, Krapp, Waid, Indigo, Safflor, Scharte, Farbhölzer werden verdrängt durch die Anilin-, Naphtalin- und andere Kohlenderivatfarben."

Eine weitere unerläßliche Voraussetzung für die wirtschaftliche Expansion ab Mitte des 19. Jahrhunderts war die Verbilligung der Edelmetallgewinnung, die es ermöglichte, Edelmetalle in von Jahr zu Jahr wachsenden Mengen zu beschaffen. Diese zusätzlichen Mengen Edelmetalls repräsentierten, wenn sie durch die Münze gewandert waren, eine recht beträchtliche Geldvermehrung, die dann die Notenmission zumal bei dem vorherschendem Prinzip der Dritteldeckung noch bedeutend erhöhte. Aber das ist noch nicht alles. Das Bargeld erfuhr durch Verbesserung der Zahlungstechnik (Bargeldloser interner und internationaler Zahlungsverkehr!) eine gewaltige Erhöhung der Umlaufsgeschwindigkeit, was gleichbedeutend ist mit einer weiteren Erhöhung seiner Menge. Die Efficienz (Schumpeter) des Geldes wuchs. Und zwar derartig, daß sich das Preisniveau trotz unausgesetzter Zunahme des Sozialproduktes zwar nicht kontinuierlich, aber doch in Intervallen und dann umso stärker erhöhte.

Ein solches zeitweiliges beträchtliches Steigen des Preisniveaus hat für die Arbeiter die gleiche Wirkung wie eine Lohnreduktion, solange ihnen noch die alten Löhne, die anfangs größere Kaufkraft hatten, gezahlt werden. Das erwähnt auch Bernstein in seiner sozialpsychologischen Monographie über den „Streik".[15] Er sagt dort: „Während prinzipiell der fortgesetzten Steigerung des Lohns keine derartige Grenze gesetzt ist, wie die Verkürzung des Arbeitstags, wird faktisch die Lohnsteigerung immer wieder durch Wirtschaftsfaktoren beeinträchtigt, die außerhalb der Beziehung von Arbeiter und Arbeitgeber liegen. Der wichtigste Faktor ist hier die Eigenbewegung der Kurve der Reallöhne gegenüber der der Geldlöhne. Mit andern Worten: Die Kaufkraft der Löhne wechselt und gibt so der Veränderung in der Höhe der Geldlöhne nach einiger Zeit ein durchaus anderes Gesicht, als sie im ersten Moment hatte."

Hiernach müßte die Arbeiterschaft, auch ohne daß sie dadurch ihre Ansprüche erhöhte, immer von neuem mit Lohnforderungen auftreten. Sonst würde sie stillschweigend zu-

15) S. 98 f.

geben, daß ihr Anteil pro Kopf an dem Sozialprodukt immer abnähme.

Häufig wird versucht, bei diesen Dingen den Kausalzusammenhang umzudrehen und die Lohnforderung für das Primäre, die Geldentwertung für das Sekundäre zu erklären. Eine Geldentwertung können Lohnforderungen jedoch erst dann herbeiführen, wenn zu ihrer Bewilligung eine Erhöhung der Geldmenge über das Maß der durch die moderne Technik bewirkten Geldvermehrung stattfindet, also nur in Zeiten der Inflation. Die durch die moderne Technik bewirkte Geldvermehrung kann man jedoch noch nicht als Inflation bezeichnen. Sie ist vielmehr eine Notwendigkeit für die moderne Wirtschaft. Ohne sie kann man sich allenfalls eine gebundene Wirtschaft, nicht aber die „entfesselte" kapitalistische vorstellen.

Auch die allerberechtigsten Lohnforderungen müssen Widerstand finden, weil ein Teil der Unternehmungen infolge technischer Rückständigkeit ihnen ohne Gewährung ihrer Existenz nicht gerecht werden kann. Deshalb werden sie im allgemeinen nur durch schwere Kämpfe erreicht.

Kampf setzt aber vor allen Dingen voraus einen Kampfeswillen und Kampfeswille ein Machtbewußtsein. „Alle Räder stehen still, wenn dein starker (!) Arm es will." Das führt uns zur Zusammenballung der Bevölkerung.

Diese Zusammenballung fand statt in den großen Städten und den Industriebezirken.

In ihrem gegenwärtigen Ausmaße erst durch die moderne Technik möglich, bedeutet auch für die Siedelung die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Wendepunkt.

Im Jahre 1908 schrieb Adolf Weber in seinem Buche „Die Großstadt und ihre sozialen Probleme": „Noch vor einem halben Jahrhundert gab es in Deutschland erst sechs Städte mit 100 000 Einwohnern: Berlin, Hamburg, München, Breslau, Dresden und Köln, davon zählte nur Berlin mehr als 200 000 Seelen (450 000). Heute haben wir in Deutschland 40 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern, davon beherbergen nicht weniger als 17 mehr als 200 000 Menschen." Noch 1871 wohnten nur 5% der gesamten Bevölkerung in Großstädten, 1900 dagegen bereits über 16%. Nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung vom 16. Juni 1925 erhöhte sich dieser Prozentsatz auf mehr als 25.

Der Wandel in der Bedeutung der Großstädte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts läßt sich noch viel deutlicher an der Entwicklung ablesen, die der Bodenwert für das Weichbild von Berlin seit 1850 durchgemacht hat. Wolf[16] schreibt darüber folgendes: „Noch 1850 ist der Bodenwert Berlins ein „Nichts", knapp 1½% des gegenwärtigen, sodaß gesagt werden muß, seit ... 1850 erst sei der Bodenwert Berlins entstanden. Von den Anfängen Berlins bis 1850 eine Entwicklung des Bodenwerts insgesamt auf 80, von 1850 bis 1910 eine Entwicklung um weitere 5000 Millionen Mark. Fast abenteuerlich und fanatisch wirkt die Gegenüberstellung dieser Ziffern."

Nicht zu vergessen ist dabei, das die Großstädte nur eine der beiden Arten der Zusammenballung der Bevölkerung darstellen. Hinter ihrer Entwicklung bleibt in nichts die der Industriebezirke zurück.

Ueberhaupt nicht wiedererkennen kann man das heutige rheinisch-westfälische Industriegebiet in der Beschreibung, die Banfield in seinen 1846 erschienenen Reiseeindrücken „Industry of the Rhin" von dem damaligen Zustande gibt. Essens Umgebung wird uns darin wie folgt geschildert: „Das Aussehen der Gegend ist idyllisch landwirtschaftlich. Die Größe der Bauernhöfe läßt sich an den mit Buschwerk gemischten Baumgruppen erkennen, die sie an der Windseite schützen. Die Häuser, geräumig und hübsch angestrichen, bieten mit ihren ausgedehnten Nebengebäuden weit mehr Platz, als ein Engländer für nötig erachten würde. Zwischen diesen Gruppen lassen häufig hohe Schornsteine die Anwesenheit von Dampfmaschinen erkennen; sie gehören fast sämtlich den Kohlenzechen, deren Zahl und Lage sich auf diese Weise feststellen läßt."

Herbeigeführt wurde später der Zug in diese Distrikte und in die Stadt überhaupt durch den Wunsch so vieler Provinzler und Landbewohner, eine materiell zumindest erträglichere Lage zu erlangen. Herkner[17] schreibt: „Die Landflucht ist vorzugsweise dort zu finden, wo der herrschende Großgrundbesitz den Landarbeitern keine Aussichten gewährt, zu selbständigen kleinen Landwirten empor zu steigen." Er erinnert dann an die niedrige Entlöhnung und an den Zustand,

16) In der Anlage „Der Bodenwert von Berlin" zur „Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft", S. 313.
17) Die Arbeiterfrage, 2. Bd. S. 35.

daß in deutschen Orten mancherlei Sitten und Gebräuche lebhaft als Ueberbleibsel aus den Zeiten anmuteten, in denen das Landvolk in persönlicher Unfreiheit und Fronpflicht lebte. Er hält es deshalb für wohlverständlich, daß so viele die Industriearbeit gegen die gesündere und abwechslungsreichere landwirtschaftliche eintauschen.

Sombart sagt, die städtischen Industriearbeiter seien wie ein „Haufen Chausseesteine zusammengeworfen". Das läßt sich aber nicht nur von den städtischen Industriearbeitern, sondern von jedem typisch modernen Städter sagen. Sie alle teilen das Los eines Gliedes einer reinen Gesellschaftsorganisation. Die moderne kapitalistische Stadt besitzt eine Art magnetischer Kraft für den „Du-Ich"- und „Es-Ich"-Bestandteil des menschlichen Ich (Dunkmann). Erst bei einer hinreichenden Lockerung des Gemeinschaftslebens war ihre Entstehung möglich, und das Maß ihres Wachstums war bedingt von dem Maße dieser Lockerung.

Diese Lockung war schon seit Jahrhunderten überall verbreitet durch den Frühkapitalismus, der als Feudalkapitalismus auch die Landwirtschaft sich erobert hatte.

Die damaligen widrigen ökonomischen Verhältnisse haben den Zerfall der bereits gelockerten Gemeinschaften nur beschleunigt und in der Abwanderung nach dem von der modernen Technik besonders begünstigten Teil der Städte sichtbar gemacht.

Das frühkapitalistische Gewerbe war gekennzeichnet durch seine Dezentralisation. Diese beruhte auf verschiedenerlei. Einmal benutzte es im wesentlichen die menschliche Arbeitskraft und verlangte manuelle Fertigkeiten, als Betriebsstoff bediente es sich vorzugsweise des Gefälles des Wassers, und es verarbeitete in seinen Betrieben in der Hauptsache organische Roh- und Hilfsstoffe, alles Dinge, die eher eine Dezentration als eine Zentralisation erheischen. Dem hochkapitalistischen Gewerbe dagegen ist eigentümlich die Zentralisation. Hierin wirkt sich das Konzentrationsprinzip der modernen Technik aus. Der Verlag verliert an Bedeutung. In die vorderste Linie tritt die moderne Fabrik als Groß- und bald als Größtbetrieb, im Zeichen der Dampfmaschine und des Dynamos. Den industriellen Unternehmungen ist die Nähe von Handelsunternehmungen für den Absatz ihrer Massenproduktion angenehm. Die Größe ihres Kapitalbedarfs

und die Intensität ihres Zahlungsverkehrs macht die Nähe von Geld- und Kreditinstituten geradezu erforderlich. Da diese ihren Sitz von jeher in der Stadt hatten, ist auch damit für die moderne Industrie ein wichtiges Moment zur Urbanisierung gegeben. Dazu kommt dann noch die Agglomeration verwandter, wechselseitig aufeinander angewiesener Industrien.

Von einer gewissen Größe an bekommt die moderne kapitalistische Stadt noch das Charakteristikum eines Konsumtionszentrums, was gleichfalls die Urbanisierung der Industrie begünstigt.

Bei Neugründungen und Erweiterungen sind stets ein wichtiges Faktum die Siedlungsverhältnisse der gerade benötigten Arbeiterkategorien. Hochqualifizierte Arbeiter sind in zulänglicher Zahl aber nur in größeren Städten zu finden. Ist doch allein in solchen die besondere Aus- und Heranbildung dieser Arbeiter durch Fachschulen möglich. In der Übergangszeit kamen überdies die hochqualifizierten Arbeiter durchweg aus dem — städtischen Handwerk. Je größer der Ort ist, desto mehr Jugendliche werden jedes Jahr neu erwerbstätig. Daran hat auch neuerdings der stärkere Geburtenrückgang der Stadt und besonders der Großstadt nichts geändert. Ferner nimmt mit der Größe des Ortes auch die Zahl der jährlichen Stellenwechsel zu. An allen Kategorien der Arbeiter, qualifizierter und unqualifizierter, hat darum der Arbeitsmarkt in den Städten Überfluß.

Erst einmal Industriezentrum geworden, wird die Stadt auch bald zum Zentrum des Verlags. Die weiblichen Familienangehörigen der in der Industrie Tätigen liefern der Konfektion die Masse „hands", die sie benötigt. Dadurch verfällt sie einer ebensolchen Stadtgebundenheit wie die Industrie.

Mit dem Wachstum der modernen kapitalistischen Stadt erfolgt eine, wenn auch langsame, so doch anhaltende Strukturverschiebung. Der Prozentsatz der im Handel Erwerbstätigen vergrößerte sich in ihr beständig. Denn die moderne Technik ist in der Hauptsache eine Produktions- und Transporttechnik, nicht aber so sehr auch eine Vertriebstechnik. Darum ist mit einer Zunahme des Sozialproduktes nicht unbedingt eine Vermehrung in der Produktion Tätigen verbunden, wohl aber eine solche der im Handel Tätigen. Vorüber-

gehend erhöhte den Prozentsatz der im Handel Erwerbstätigen auch der bekannte Exodus der Industriearbeiter in Vororte. Diese Erscheinung wurde jedoch durch die Eingemeindung der Vororte wieder rückgängig gemacht.

Obgleich das wirkliche Wachstum des Handels in den Großstädten stärker ist, ist doch die Industrie die Triebkraft. Man kann daher, im Gegensatz zu Sombart, dem bekannten Statistiker E. Engel nicht so unrecht geben, der 1868 schrieb: „An der Stadt Berlin bewahrheitet sich sonach, was jetzt wohl von jeder großen Stadt zu behaupten steht, daß sie im wesentlichen eine Industriestadt und ihr rapides Wachstum eine Folge dieser Eigenschaft ist, wie auch das staunenswerte Wachstum aller übrigen Großstädte sich ganz entschieden auf diese Ursache zurückführen läßt." Engel ist dabei allerdings entgangen, daß das Wachstum Berlins bei weitem das in seiner Industriestadteigenschaft bedingte Maß überschritt. Berlin verstand es ebenso wie andere ähnlich bevorzugte Großstädte, das „Wasser" der Mühlen anderer Gebietsteile auf sein eigenes Rad zu leiten. Nicht alle modernen kapitalistischen Städte brachten eine derartige Reichtumsaccumulation zustande. Nicht alle ernteten den ganzen Erlös ihrer industriellen und sonstigen Betätigung. In diesem Punkte hatten sie Schicksalsgemeinschaft auch mit verschuldetem ländlichen Grundbesitz und denjenigen Kleinstädten, deren Ersparnisse von den Reichtumszentren aus dirigiert wurden. Als Reichtumszentrum besaß aber die Großstadt noch eine ganz besondere Anziehungskraft. Einmal für emporstrebende Unternehmernaturen, Künstler, denen ihre Kunst das Brot geben muß und dergleichen, ferner aber auch für solche, deren persönliche Dienstleistungen gebraucht werden. Ein Beispiel dafür ist die Massenabwanderung junger Mädchen vom Lande.

Gerade in seiner Eigenschaft als Arbeiter mußte die Urbanisierung in dem Arbeiter ein Massenbewußtsein hervorrufen. Beim Gange zur Arbeitsstätte, beim Heimgange von ihr traf er in der Hauptsache Arbeiter. In den Werkstätten und Arbeitssälen, auf den Baugerüsten und bei Erdarbeiten, überall war er mit Arbeitern in großer Zahl zusammen.

Geistreich bemerkt Sombart[18]: „Der Proletarier ist zwar vereinzelt, aber nicht einsam wie der Bauer, der einsam,

18) Das Proletariat, S. 84.

aber darum doch nicht vereinzelt ist." Doch etwas zuweit gegangen scheint es, wenn er nach einigen Sätzen behauptet: „Immer sieht sich der Einzelne anderen Einzelnen gegenüber, mit denen ihn im Grunde kein positiv Gemeinsames, sondern nur die gemeinsame Öde und Leere, die Vereinzelung und Vereinsamung verbindet. Das nun wird die Quelle jenes spezifisch proletarischen Massenempfindens, das nur noch die bloße Zugehörigkeit zur Masse und die Masse selbst nur noch als große Menge, d. h. rein quantitativ bestimmt, gelten läßt." Ein so leeres Massenempfinden kann es nicht geben. In allem Massenempfinden haben wir ein Gemeinschaftsempfinden vor uns, ein Bewußtwerden nicht des „Du-Ich" im Menschen, sondern des „Wir-Ich". Bewußt werden kann man sich stets nur als etwas Besonderes. Das Massenempfinden kann daher nur das Empfinden einer besonderen Masse, niemals der Masse als solcher sein. Wenn sich das nicht so verhielte, dann wäre es doch eigenartig, daß nur das Proletariat, nicht aber die übrige Bewohnerschaft der Städte, die auch als Bestandteil zu dem Sombartschen Haufen Chausseesteine gehört, ein so leeres Massenempfinden haben sollte. Die Arbeiter haben ein spezifisch proletarisches Massenempfinden. Sie empfinden sich als Arbeitermasse und fühlen sich damit in Schicksalsgemeinschaft mit den übrigen Arbeitern. Das „Wir-Ich" im Menschen läßt sich eben nicht unterdrücken. Bloße „Du-Ich"-Betätigungen sind unmöglich. So führten auch den nicht proletarischen, sich einer besonders starken „Du-Ich"-Komponente bewußten Teil der Städter ganz bestimmte, als Nationalismus oder Universalismus bekannte Gefühle zusammen. Über den Nationalismus sagt Mitscherlich[19]: „Der Nationalismus ist ursprünglich nichts anderes als ein Bewußtwerden der Glieder eines Staates, das darauf hinausgeht, daß man nach allen Lebenssphären hin ein Gemeinwesen, ... etwas Individuelles darstellt, und daß die Gemeinsamkeit der politischen, ökonomischen und kulturellen Interessen sich lebhaft geltend macht." Und zwei Seiten später: „Das seelische Verwobensein zeigt sich in der starken Anteilnahme unseres Gefühlslebens an den Lebensschicksalen der nationalen Gemeinschaft, der wir angehören." Demgegenüber tritt bei dem Universalismus ins Bewußtsein des

19) Der Nationalismus Westeuropas, S. 249.

Einzelnen die „Übereinstimmung der Menschen in vielem" (Mitscherlich) und damit nicht bloß eine bestimmte Gemeinschaft, sondern in der umfassendsten Form der Gemeinschaft zugleich auch die Gemeinschaft schlechthin, die Idee der Gemeinschaft (Dunkmann). Als reine Gemeinschaftsidee führt der Universalismus folgerichtig auch zum Pazifismus. Alle engeren Gemeinschaften dagegen sind als Kampfgemeinschaften anzusprechen. Gekennzeichnet sind sie als solche durch den bei ihnen allen zu beobachtenden Kultus der Machtmittel. Die Waffen mit denen sie kämpfen, sind sehr verschieden. Der Nationalismus bedient sich des Militärs. An dessen Stelle hat das Proletariat die Menge, die numerische Überlegenheit. Von ihr erhofft es alles: Einfluß in der Wirtschaft und Einfluß im Staate, ein neues Recht und über kurz oder lang gar ein Milennium. Berauschend dröhnt ihm der Gleichschritt der Arbeiterbataillone in die Ohren. Darin deutet sich bereits die Erkenntnis an, daß nur Disziplin und Ordnung der „Roten Fahne" den Sieg sichern können. Und doch besitzt die Menge als solche noch keine Schlagkraft. Robert Michels[20] glaubt geradezu von einer „inhärenten Ohnmacht der Masse" sprechen zu müssen. Diese Ohnmacht zeige sich darin, daß die Masse „sobald sie im Kampfe ihrer Führer beraubt wird, in chaotischer Flucht den Kampfplatz verläßt oder sich wie ein, scheinbar jedes Reorganisationsinstinkts barer, aufgestörter Ameisenhaufen benimmt, es sei denn, daß sich aus ihr spontan sofort neue Führer herausbilden, welche die verlorenen zu ersetzen imstande waren." Disziplin und Ordnung waren den Arbeitern aber nicht mehr neue Dinge. Die moderne Arbeitstechnik hatte die Erziehung der Arbeiter zu diesen Tugenden bereits in Angriff genommen, und noch Tag für Tag setzt sie diesen Drill fort. Die deutschen Arbeiter zeichneten und zeichnen sich durch eine besondere Begabung für Disziplin und Ordnung aus. So führt auch Karl Diehl[21] die Größe der deutschen Arbeiterpartei vornehmlich auf den deutschen Ordnungssinn zurück.

Da sich das Gros der Arbeiter in den Großstädten und Industriebezirken aus Fabrikarbeitern rekrutierte, konnte auch die Arbeit i n der Fabrik, das Leben daselbst nicht ohne Einwirkung auf ihre Psyche bleiben. Diese Einwirkung

20) Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie, S. 56.
21) Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus, S. 226.

mußte um so größer sein, als die Arbeiter anfangs 14 Stunden und darüber an die Fabrik gefesselt waren, ja selbst den Sonntag oft an der Arbeitsstätte zubringen mußten.

Elend genug war dieses Fabrikleben! In der ganzen sozialökonomischen Literatur kenne ich keine anschaulichere Schilderung dieses Daseins, als die Sombarts[22]: „Früh beim Morgengrauen gehts hinaus; den ganzen Weg zu Fuß oder in vollen „Arbeiterzügen" der Straßen- oder Stadtbahnen in die Fabrik. Hier harrt seiner nur allzu oft eine widerwärtige Arbeit. Ungesund, nervenzerrüttend. Zwischen dem Surren und Summen, dem Pochen und Klopfen, dem Schreien und Quietschen der Maschinerie. In überhitzten Räumen, wo er halbnackend, schweißtriefend die Arbeit verrichtet oder in feuchten, kalten, zugigen Schuppen. An die Maschine gekettet, die keine Sekunde ihn zur Besinnung kommen läßt und ihm das Mark aus den Knochen saugt, muß er Schritt halten im Tempo, das der Fabrikherr für gut befindet, um sein Unternehmen rentabel zu machen. In läppischen Teilverrichtungen, ... erschöpft sich vielleicht sein Tagewerk. Und hinter ihm steht der verhaßte Fronvogt mit der Peitsche und treibt ihn zur Anspannung aller seiner Kräfte an; der Fronvogt heißt Werkmeister und die Peitsche ist die Drohung mit der Entlassung. Eiserne Disziplin heischt der riesige Betrieb, in den der Einzelne eingeschaltet ist wie ein Rädchen in einem großen leblosen Mechanismus. Und es ist Herrenwort, das ihm befiehlt, es sind fremde für ihn, die Ordnung heischen. Er mag alt und grau im Dienst geworden sein: Als abhängiger Lohnarbeiter hat er schweigend den Rüffel des jungen Werkmeisters, des jungen Direktors oder Chefs entgegenzunehmen." Die Farben, zu denen Sombart gegriffen hat, sind noch nicht düster genug, wenn es sich um die Zustände in der Fabrik in der Zeit handelt, wo die Gewerbeinspektion noch nicht eingeführt war. Gewissenlosigkeit und Sparsamkeit der Unternehmer führten zu großen Unterlassungssünden in Bezug auf Schutzvorrichtungen jeder Art, „welche die Arbeiter vor Betriebsunfällen oder von den verderblichen Einwirkungen giftiger Gase und starken Staubeinwirkungen behüten sollen." (Herkner.) Mit der menschlichen Arbeitskraft wurde gewüstet. Die Fabriken waren wahre „Schlachtfelder" der Arbeit. Für die Rückwirkung

22) Das Proletariat, S. 69.

dieser Zustände auf die Psyche der Arbeiter ist außerordentlich wichtig der Umstand, daß sie sich nicht allmählich herausgebildet hatten, sondern förmlich über Nacht hereingebrochen waren. Zu viele kannten noch recht gut ganz andere Arbeitsverhältnisse. Infolgedessen mußte jede Aufklärung darüber, daß sehr wohl menschenwürdiger vorangegangen werden könnte, viele mit Haß erfüllen und in ihnen die größte Feindseligkeit gegen die Unternehmer erwecken.

An der Aufklärung der Arbeiter arbeiteten vornehmlich solche Intellektuelle, die an dem staatlich-wirtschaftlichen Gesellschaftsspiel nicht teilnehmen wollten oder konnten. Außerdem aber auch „mitspielende" konservative und liberale Intellektuelle, die sogenannten Kathedersozialisten und der sozial empfindende Teil des Klerus (insbesondere des katholischen), der für die kirchlichen Gemeinschaften zu retten suchte, was zu retten war, soweit er dabei überhaupt von Zwecken geleitet wurde.

Intellektuelle können sich nun aber nur mit ihresgleichen verständigen. Wo kein Intellektualismus ist, da ist auch eine Führung durch Intellektuelle unmöglich. Sie waren daher auch wahre Prediger in der Wüste so lange, wie die Arbeiterschaft vom Baume der Erkenntnis noch nicht gepflückt hatte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das anders. Um diese Zeit begann der Intellektualismus bis zur großen Masse vorzudringen.

Seinem Wesen nach muß man allen Intellektualismus als „Antitraditionalismus" (Sombart) bezeichnen, als die Emanzipation des „Es-Ich" in dem Ich der Menschen.

Zeiten, in denen eine Änderung der anderen folgt, rütteln an den Grundmauern des Traditionalismus. Jede technische Erfindung stört nach Vierkandt[23] den „Kontakt mit der Realität" und „wirkt auf das Bewußtsein wie eine Art Revision der gesamten, einschlägigen Verhältnisse." Aber nicht allein die moderne Technik begünstigt das Vordrängen des Intellektualismus in weite Bevölkerungsschichten. Auch die Urbanisierung trägt ein gut Teil dazu bei. Schon der Großstädter als solcher hat keinen „Kontakt mit der Realität". Er kann nicht in und mit der Natur leben. Deshalb nennt auch Sombart das proletarische Bildungsstreben einen „Zug des

23) Stetigkeit im Kulturwandel, S. 109.

modernen Stadtmenschen überhaupt". Er kennzeichnet dieses spezifisch städtische Bildungsstreben[24]: „Nicht die Anschauung der Dinge reizt diese Menschen, nicht die gefühlsmäßig-instinktive Erfassung der Wirklichkeit ist das, was sie erstreben, auch nicht das Wirken und Schaffen selbst ist ihnen Herzensbedürfnis, sondern das „Erkennen", das heißt also die Herausarbeitung eines Begriffssystems. Nicht die Welt und die Menschen üben den Reiz mehr aus, sondern die Theorie von der Entstehung der Welt und der Menschen; nicht die Blumen, sondern die Botanik, nicht die Tiere, sondern die Zoologie, nicht des Menschen Seele, sondern die Psychologie." Schon ein steter Ortswechsel allein würde dem Antitraditionalismus Bahn brechen. „Neue Menschen, neue Sitten und Gewohnheiten . . . alles regt zum Vergleichen an, zum Beurteilen (und sei das Urteil auch noch so oberflächlich begründet)."[25] Ein steter Ortswechsel entreißt den Menschen aber auch der engsten Gemeinschaft, der Familie. Er sieht sich überall auf sich gestellt; niemand kümmert sich um ihn; er muß für sich allein denken und sorgen und arbeiten. Der „Es-Ich"-Bestandteil seines Ich muß dabei ganz anders in den Vordergrund seines Bewußtseins treten als bei geruhsamem Leben in einer schützenden Gemeinschaft. Das „Es-Ich" muß sich in der Psyche um so mehr ausbreiten, je inhaltsärmer oder inhaltsloser der „Wir-Ich"-Bestandteil wird. Wenn die Verstandesfunktionen von Jugend auf einseitig geübt werden, muß naturgemäß das übrige Seelenleben benachteiligt werden. Phantasie und Gemüt bleiben unentwickelt. Um so leichter gelingt es dem „Es-Ich" dann, Vorurteile und Aberglauben zu verdrängen.

Der Intellektualismus wird in seiner höchsten Vollendung Kritizismus. Nach Ferdinand Tönnies[26] hat die kritische Philosophie den „großen Sinn", der Wissenschaft ihr Wesen zum Bewußtsein zu bringen, „also sie auch ihrer Schranken bewußt zu machen." Als ihre „bedeutendste Schranke" bezeichnet er es, „daß sie das Lebendige nur mangelhaft in ihre Formen spannen kann" weil „den organischen Tatsachen gegenüber" „die klare Rechnung" nicht ausreiche. Der Intellektualismus kann aber nicht sogleich zur Höhe des Kritizismus aufsteigen. Der Absolutismus sitzt den Men-

24) Das Proletariat, S. 82.
25) Das Proletariat, S. 80.
26) Die Sitte, S. 92.

schen, um mit Natorp[27] zu reden, zu tief im Blute. Im Anfange tritt der Intellektualismus notwendig als Doktrinarismus auf. Was Sombart[28] von der großen Masse behauptet, gilt nicht minder für die Menschheit als Ganzes: „Der Mensch, der sich glücklich aus Vorurteilen und Aberglauben befreit hatte, und sich „frei" glaubte, wird nun in ein unzerreißbares Netzwerk von verkalkten „Theorien" eingesponnen, in dem er nicht freier sich zu bewegen vermag als vorher der natürliche Mensch in den Ketten des Vorurteils und Aberglaubens".

Je nach seiner Genesis zeigt sich der doktrinäre Intellektualismus als materialistische oder spiritualistische Spielart . . . „jene alles Geistige und Ideelle in seiner Sonderexistenz leugnend und die Körperwelt mit ihrem äußeren Mechanismus für das allein Seiende und Absolute erklärend. Diese umgekehrt alles Äußerlich-Anschauliche zu einem nichtigen Schein herabsetzend, und in dem Geistigen und seinen Werten und Ordnungen die ausschließliche Substanz des Daseins erblickend."[29]

Der vulgäre Intellektualismus gehört zur materialistischen Spielart. Nicht nur der Absolutismus, auch der naive Realismus hält die Menschen in festen Banden. So ist denn der vulgäre Intellektualismus durch und durch naiv realistisch und damit notwendig materialistisch. Des naiven Realismus entledigt sich der Intellektualismus erst im Formalismus (Nominalismus) des Positivismus, des Vorläufers des Relativismus.

Der vulgäre Intellektualismus kann mit Goethe von sich sprechen: „Mein Kind, ich habe es klug gemacht; ich habe nie über das Denken gedacht." Nur sieht er nicht, wie Goethe „alles wie geschenkt" an. Ihm ist vielmehr alles ein Werk des Intellekts. Sonst wäre er ja kein Intellektualismus.

Voller Bewunderung für die Naturwissenschaft, huldigt er auch einer naturalistischen Auffassung der Sozialprobleme. Zur materialistischen Gesinnung kommt hier eine utilitaristische hinzu. Das an sich keine Ideen offenbarende und keinen Zwecken dienende „naturgesetzlich determinierte Hin- und Herschieben von Stoffen und Energien" (Simmel) zwingt der vulgäre Intellektualismus in den Dienst eines quantitativen

27) Logik der exakten Wissenschaften, S. 17.
28) Das Proletariat, S. 83.
29) Simmel, Kant und Goethe. Zur Geschichte der modernen Weltanschauung, S. 11

Hedonismus. Die fortschreitende Erkenntnis der Gesetze des Hin- und Herschiebens soll dazu führen, daß möglichst viele, am besten alle, glücklich gemacht werden, daß ihnen alle Quellen materieller und geistiger Genüsse erschlossen werden.

Zwischen dem vulgären Intellektualismus, der nun einmal notwendig diesseitig ist, und dem Christentum, soweit es weltflüchtig und asketisch ist, besteht ein unversöhnlicher Gegensatz. Viel näher stehen sich schon der vulgäre Intellektualismus und das, was die katholische Kirche als ausreichendes, „niederes" Christentum bezeichnet. An diesem Christentum ohne Askese verurteilt der vulgäre Intellektualismus nur die Dogmatik und Symbolik.

Es ist eine Uebertreibung, den Intellektualismus grundsätzlich religionsfeindlich zu nennen. Man müßte denn in der Weltflucht die einzig wahre Religion sehen. Allerdings verwechselt man dann die Religion mit der „vitae religiosae", dem n u r der Religion Leben. Das Wesen der Religion besteht in etwas ganz anderem. Simmel[30] setzt auseinander, daß die Religion als Religiosität überhaupt mit keinem anderen Weltbilde in Konflikt geraten kann. „Das religiöse Leben schafft die Welt noch einmal, es bedeutet das ganze Dasein in einer besonderen Tonart, so daß es seiner reinen Idee nach mit den nach anderen Kategorien erbauten Weltbildern sich überhaupt nicht kreuzen, ihnen nicht widersprechen kann, so sehr das Leben des einzelnen Menschen durch all diese Schichten traversieren und, weil es nicht ihre Ganzheiten, sondern nur jeweils Teile von ihnen erfaßt, sie zu Widersprüchen durcheinander wirren mag." Ein paar Sätze später drückt Simmel diesen Gedanken vielleicht noch etwas deutlicher folgendermaßen aus: „Erst wenn man einsieht, daß die Religion eine Totalität des Weltbildes ist, koordiniert seinen anderen theoretischen oder praktischen Totalitäten, gewinnt sie, und mit ihr diese anderen Systeme des Lebens, die Ungestörtheit inneren Zusammenhangs."

Auch der vulgäre Intellektualismus ist in seinem tiefsten Grunde nicht irreligiös.

Da die Religiosität eine Funktion des „Wir-Ich" ist, könnte sie nur mit ihm verschwinden. Der vulgäre Intellektualismus ist ein Feind nicht der Religion an sich, sondern

30) Die Religion, S. 11.

nur des „Glaubens der Väter", der überkommenen Form der Religon, mehr noch ihres Mißbrauchs („Religon ist Opium für das Volk!"). Das gibt auch L'Houet an einer Stelle seiner „Psychologie des Bauerntums" zu. Dort lesen wir: „Tausende wandern vom Lande in die Fabrikstädte, lassen sich dort bereden und werfen den Glauben ihrer Väter fort." Dieses Eingeständnis hindert L'Houet jedoch nicht, an anderer Stelle zu klagen: „Unsere gesamte eigentliche Kultur lebt und arbeitet ohne Gott, ohne Religion . . . Der Deichbrüche rings um die einst so festgefügte Weltanschauung der Väter herum werden so viele, daß man verzweifelt schon den Augenblick kommen sieht, wo man nicht mehr imstande sein wird, sie alle zuzuschütten. Erst geht die Religion verloren, dann die Religionsfähigkeit. Eine Zeit lang bewundert man noch die, welche Religion haben. Zum Schluß vermag man das auch nicht mehr, der Sinn eines späteren Volkes für Religion und Moral will nicht viel mehr besagen, wie sein Sinn für Natur." Tönnies sieht die Dinge jedoch ganz anders. In seinem Büchlein über die „Sitte" schreibt er[31]: „Der Geist der Gesellschaft bleibt derselbe. Er kann nicht über seinen eigenen Schatten springen. Aber in seiner Vorwärtsrichtung liegt die Möglichkeit der Überwindung. Sie liegt in der Neugestaltung der ökonomischen Grundlagen: wenn die natürliche Wechselwirkung von Produktion und Konsumtion wieder an die Stelle der Überherrschaft des beweglichen Kapitals, des Handels und Verkehrs träte, würde auch das Leben wieder stabiler, ruhiger, gesunder machen, es würde eine mit Bewußtsein (!) gepflegte Sitte wie eine ebenso gepflegte Kunst wieder ermöglichen; würde sogar Religion zu neuem Leben als „Weltanschauung" im Geiste der Wahrheit oder besser: als Streben nach dem Geiste der Wahrheit und Verehrung ihrer Idee zu erwecken vermögen."

Vergeblich bemühte und bemüht man sich durch apologetische Arbeit, dem vulgären Intellektualismus wieder Boden für den alten Glauben abzuringen. Demgegenüber stellt Eucken in den „Geistigen Strömungen der Gegenwart" resignierend fest, daß Apologetik hauptsächlich auf solche Wirkungskraft hat, die schon zu den Gewonnenen zählen. „Sie mag befestigen und zusammenhalten, vorzudringen ist nicht ihre

31) S. 87.

Art."[32] Der vulgäre Intellektualismus findet allerdings Gefallen an der Pose der Ungläubigkeit. So ergeht sich H. Wendel[33] in folgenden Prophetien: „Die Gesellschaft der Zukunft . . . die den Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit getan und die Luft von allen (einschalten müßte man hier: fremden!) ideologischen Keimen gereinigt hat, wird weder Religion noch Kirche, weder überirdische Erbauung noch metaphysische Erbauung kennen." Was hier in dem Gewande der Irreligiosität auftritt, ist in seinem Kern aber eine Asphaltreligion, eine religiöse „Ipsation", eine verkappte Vergottung des Intellekts. Drei Quellen sind es vornehmlich, aus denen Simmel die Religiosität herleitet: Das Verhalten des Menschen 1. zur äußeren Natur, 2. zum Schicksal und 3. zur umgebenden Menschenwelt. Zwei dieser Quellen fließen der vermeintlichen Irreligiosität des vulgären Intellektualismus nicht mehr. Die Natur ist ihm nicht mehr „Ausstrahlungspunkt religiöser Linien". Wer aus der Natur herausgerissen ist, wer nicht in ihr „lebt und webt", kann natürlich auch nicht ihre „geheime Konsonanz" mit seinem „Wesensgrund" fühlen. Wer sie nur noch als Mittel zum Zwecke betrachtet, der sieht in ihr kein unerforschbar Fremdes mehr. Auch das Schicksal in „seiner prinzipiellen Spannung gegen den von innen kommenden Sinn" des eigenen Lebens kann nicht mehr in religiöser Beziehung zu der Seele stehen, wenn man sich auf dem Wege dazu wähnt, der Schmied seines Glückes zu sein. Um so stärker sprudelt aber der vermeintlichen Irreligiosität der dritte Quell, das Religiöswerden sozialer Verhältnisse. Korrekter ausgedrückt: des Gemeinschaftsbewußtseins. Alle Gemeinschaftsbeziehungen „enthalten eine eigenartige Mischung von selbstloser Hingabe und eudämonistischen Begehren, von Demut und Erhebung, von sinnlicher Unmittelbarkeit und unsinnlicher Abstraktion, und alles dies nicht in alternierenden Stimmungen, sondern außerdem in einer beharrenden Einheit . . . Damit entsteht ein bestimmter

32) Ähnlich Jaspers: Die Dogmatik. . ., die theologische Arbeit, die metaphysische Spekulation behandeln die Sphäre (Erziehung zum Absoluten), als ob es ein Wissen sei, und es bildet sich die riesige Welt solcher Inhalte, die vom Standpunkt psychologischer Betrachtung nur noch als ein vermeintliches Wissen da sind, die der zersetzenden Kritik rettungslos verfallen, und wenn sie auch vermöge ihrer ursprünglichen lebendigen Quellen als Symbole einen tiefen Eindruck immer wieder erwekken, doch nichts mehr übrig lassen, wenn die lebendige Kraft des existentiellen Glaubens, die einst dahinter stand, nicht mehr da ist. (Psychologie der Weltanschauungen, S. 340/41, 2. Aufl. 1922.)

33) Sozialdemokratie und antikirchliche Propaganda, S. 31.

Spannungsgrad des Gefühls, eine spezifische Innigkeit und Festigkeit des inneren Verhältnisses, eine Einstellung des Subjekts in eine höhere Ordnung, die von ihm doch zugleich als etwas Innerliches und Persönliches empfunden wird. Diese Gefühlselemente, aus denen sich die Innenseite, aber auch die Außenseite derartiger Beziehungen mindestens zum Teile aufbaut, heißen uns religiöse."[34] Hat darum Radbruch[35] nicht recht, wenn er fragt: „Dies innige Einverständnis mit der Welt, dieses tiefe Heimatgefühl auf der Erde, diese inbrünstige Liebe zum Diesseits trotz allen Unheils und allen Verbrechens, die heiße Liebe auch für die Verworfensten unserer Menschenbrüder, was ist das anderes als Religion?" In der Tat, es ist Religion. Freilich eine extravertierte, keine introvertierte (im Sinne von C. G. Jung, Psychologische Typen) oder metaphysisch ausgedrückt: eine immanente, keine transcendente. Sombart irrt, wenn er die Wendung gebraucht „Schale ohne Kern"[36]. Man ist versucht, Goethes Verse zu zitieren: „Und so sag ich zum letzten Male: Natur hat weder Kern noch Schale, Du prüfe nur allermeist, ob Du Kern oder Schale seist." Selbstverständlich schließt ein totalitätsbezogener Intellektualismus auch nicht die introvertierte, transcendente Religion aus. „Wie die echte und tiefste Liebe zu einem Menschen durch die nachträgliche Klarheit über ihre Entstehungsgründe ungebrochen überlebt, — so wird alle Stärke des subjektiven religiösen Gefühls erst durch die Sicherheit erwiesen, mit der es in sich ruht und seine Tiefe und Innigkeit ganz jenseits aller Ursprünge stellt, auf die die Erkenntnis es zurückleiten mag" (Simmel).

Wenn der vulgäre Intellektualismus tatsächlich eine „Entgottung der Welt" wäre, so müßte doch vor allem England, die Heimat des modernen Intellektualismus, Spuren dieser Entgottung zeigen. Bei Bernstein[37] lesen wir jedoch, daß in England das besitzende Bürgertum nach wie vor „to church" und die Arbeiterschaft mit dem Kleinbürgertum „to chapel" geht. Die Erklärung dafür ist darin zu suchen, daß sich der vulgäre Intellektualismus mit dem Puritanismus als der rationalistischen Form des Christentums zur Not abfinden konnte.

34) Simmel, Die Religion, S. 30.
35) Kulturlehre des Sozialismus, S. 67.
36) Der proletarische Sozialismus, Bd. I S. 251.

Nichts ist natürlicher, als daß der Arbeiter, der im Begriffe ist, ein Intellektueller zu werden, den Intellekt selbst vergottet. Die Rezeption dieser „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" setzt ihn in stand, sich schneller in den veränderten Verhältnissen zurechtzufinden.[38]

Auch die Schilderung von dem Aufkommen einer spezifischen Proletarierweltanschauung und -lebensauffassung, die Sombart in seinem Proletariat gibt, ist nicht zutreffend. Nach ihm tritt die neue Geistesverfassung unvermittelt ins Dasein. Mit einem Schlage soll neues Leben in die bis dahin „dumpf brütende" Masse gekommen sein.

Die Unmöglichkeit dessen geht schon daraus hervor, daß eine so einförmige, mut- und hoffnungslos stumpf dahinlebende Masse überhaupt nicht zu neuem Leben erwachen könnte. Ihr Los wäre für immer der von Laermans gemalte „Gang zwischen den Mauern", von dem Sombart im Proletariat so schön zu sprechen weiß. Stumpfheit kann nicht mit Geistigkeit zusammenwohnen. Und aus Stumpfheit kann sich niemals Geistigkeit entwickeln; denn was im Alter als Stumpfheit auftritt, das zeigt sich in der Jugend nur als Roheit. Das scheint auch Sombart nicht entgangen zu sein. Denn es ist für ihn „ein Wunder", „daß die in voller Verwahrlosung aufwachsende Proletarierbrut nicht noch viel mehr verwildert, als es der Fall war oder ist, daß die Masse dieses armseligen Volkes nicht viel mehr verroht inmitten der menschenunwürdigen Lebensbedingungen."

Die noch ungebrochene Vitalität der Heranwachsenden konnte sich schon deshalb nicht durchweg in Roheit umwandeln, weil die Ideologien die ihnen adäquaten Beziehungen stets überdauern. Den allermeisten war eben garnicht echte Stumpfheit eigen, sondern das, was Sombart „Gottergebenheit" nennt. Dazu kommt noch der Umstand, daß auch im Proletariat eine hierarchische Gliederung vorhanden war und ist, daß es auch hier gewisse Aufstiegsmöglichkeiten gab und gibt. Von einer allgemeinen Mut- und Hoffnungslosigkeit kann daher garnicht dieRede sein. Das geflügelte Wort Atting-

37) Die Arbeiterbewegung, S. 182.

38) Der naive Autoritarismus aber, der sich noch nicht unterschieden hat, der nicht gewollt ist und nicht gewollt werden kann, vermag sich mit lebendiger geistiger Freiheit auf eigentümliche Weise zu verbinden. Es ist der Mutterschoß und der Schutz der lebendigen Seele und wird bei verantwortlicher Erfahrung in der Wahl, nach Erkenntnis und Unterscheidung, immer nur überwunden, wenn die neue persönliche Kraft schon positiv da ist und gestaltet (Jaspers, a.a.O. S. 321.)

hausens: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen", ist nicht buchstäblich zu verstehen. Das neue Leben ist schon lange da, ehe das Alte zusammenstürzt. Sonst wäre es ja nicht denkbar, daß sich die Zeit überhaupt ändern könnte.

Der geistige Teil der Arbeiterschaft stürzte sich in den vulgären Intellektualismus mit wahrer Leidenschaft. Nirgends wurden in Deutschland und Deutsch-Oesterreich die radikalen und antikirchlichen Streitschriften, die „Pfaffenspiegel" und „Pfaffenpeitschen" mit größerem Heißhunger verschlungen als von den Mitgliedern der aufkommenden Arbeiterbewegung".[39] Die proletarischen Leser waren jedoch in der Mehrzahl Protestanten. Von der deutschen katholischen Arbeiterschaft kann auch Bernstein nur feststellen, daß ihre Beziehungen zu den Kaplänen in der Regel sehr gute waren. Eine Bestätigung findet dies in Bebels Aufzeichnungen „Aus meinem Leben". In Freiburg und Salzburg war Bebel selbst Mitglied des katholischen Gesellenvereins und hatte es nicht zu bereuen. Von dem Präsidenten des Salzburger Gesellenvereins, einem Professor des Priesterseminars, erzählt Bebel, daß er „reine Moralvorträge" ohne konfessionellen Zusatz gehalten habe. Auch hier also zeigte sich das „niedere Christentum" des Katholizismus als ein sehr glückliches Kompromiß mit dem Leben.

Der neue Geist ergriff zuerst die Jugend. Ist sie doch das Lebensalter, das zum Bruch mit den Alten am besten geeignet ist. Bernstein[40] nennt sie „als Alter des gröber oder mehr sentimental sich äußernden Verlangens nach innerer und äußerer Selbständigkeit, das Alter des Zweifels, der Kritik, des Trotzes. Bei tieferen Naturen äußert dieser Trieb sich in quälenden Zweifeln, bei oberflächlichen in raschen Verneinungen und Hang zum Zynismus."

Der neue Geist gab sehr schnell den Arbeiterverbindungen ein neues Gepräge. Wie eine Ironie des Schicksals erscheint es, daß derselbe Geist, der den bourgeoisen Teil der Bevölkerung zunächst im Willen zur Vereinzelung befestigte, den proletarischen von vornherein fester als je zusammenschmiedete. Nicht bloß an Zahl und Stärke nahmen die Verbindungen zu, auch ihr Aussehen veränderte sich völlig. Die

39) Bernstein, Die Arbeiterbewegung, S. 185.
40) Bernstein, Die Arbeiterbewegung, S. 190.

utopische, revolutionäre und zünftlerische Sektiererei verschwand so gut wie ganz. Dafür traten auf: bewußt geformte Zweckverbände, Genossenschaften und Gewerkschaften. Sie waren die Objektivationen des neuen proletarischen Geistes. Dieser Geist „politisierte" auch das Proletariat. Die Elite desselben wurde in diesem Geiste zu enragiertesten Politikern.

Das Umsichgreifen des vulgären Intellektualismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts führte auch eine Umgestaltung des Lebensstils herbei: insbesondere änderte sich das Familienleben, die Haushaltsführung.

Der moderne Intellektualismus hat zur Ursache und Wirkung einen „Mangel an Definitivem in der Seele", der nach Simmel[41] wiederum dazu drängt, „in immer neuen Anregungen, Sensationen, äußeren Aktivitäten eine momentane Befriedigung zu suchen". Damit sind alle Fesseln gesprengt. Das Herkömmliche, das Sichgenugseinlassen an den Lebensfreuden der Väter ist vorbei. Der Wert des Lebens wird immer mehr nach der M e n g e rein äußerer Freuden taxiert. Und immer mehr geht auch die soziale Wertschätzung des Einzelnen darauf, wie viele solcher Freuden er sich zugänglich machen kann. Dazu kommt die „Erfindung immer neuer Vergnügungen, Belustigungen, Annehmlichkeiten usw.", wodurch nach Johannes Müller[42] „der Einzelne wie die soziale Schicht, zu der er gehört, geradezu in eine Schraube ohne Ende hinein gezwängt" wird, „aus der es kein Entrinnen gibt, es sei denn um den Preis der Mißachtung der Meinung seiner Mitmenschen, und dieser Mut ist nicht einem Jeden gegeben. Jede soziale Schicht sucht sich von der nächst höheren möglichst wenig zu unterscheiden, ahmt deren Gewohnheiten nach, und da diese ihrerseits das gleiche Bestreben mit der ihr übergeordneten Schicht hat, so gibt es ein immer hastiger werdendes Jagen nach Aeußerlichkeiten."

Den jeweils erreichbaren maximalen Lebensgenuß wird man sich aber nur dann sichern, wenn man bei jedem Genusse gleichsam den Rechenstift in die Hand nimmt. Auf diese Weise bringt der vulgäre Intellektualismus auch eine andere Art der Haushaltsführung zustande. Nicht ganz korrekt ist es allerdings, diese neue Art der Haushaltsführung schlechthin eine „geordnete" zu nennen, wie es Wolf[43] getan hat. Auch

41) Philosophie des Geldes, 4. Aufl. S. 551.
42) Der Geburtenrückgang, S. 67.

der frühere Haushalt ist nicht eitel Unordnung. Seine Ordnung war nur eine ganz andere, eine traditionsgebundene und als solche mehr oder weniger „unbewußt". Sie bestand in einem selbstverständlichen „Sich-nach-der-Decke-strecken". Die Ordnung von heute ist demgegenüber gekennzeichnet durch ihre Bewußtheit. Sie wird raffiniert erklügelt; sie muß sich wechselnden Bedürfnissen anpassen. Man streckt sich nicht selbstverständlich und gutwillig nach der Decke, sondern man schneidet die Decke so zu, daß man sich soweit wie möglich strecken kann. Und das wiederholt man immer wieder, wie man es nach den ständig neuen Bedürfnissen haben will. Die Ordnung von einst war diktiert vom „Wesenswillen", die Ordnung von heute ist ein Spielball des „Kürwillens".

Eins der deutlichsten Zeichen dafür ist das Abnehmen der Kinderzahl. Wolf leitet es sinngemäß im wesentlichen aus der „Rationalisierung" des Lebens her, aus dem Verlangen nach einem komfortableren Dasein, als es mit Kindern (in großer Zahl) möglich ist", aus dem „Wunsch, das Einkommen zusammenzuhalten und nicht an überflüssige Esser zu verschwenden".

Am vulgären Intellektualismus ist alles halb; nicht bloß das Wissen und der Glaube, sondern auch die von ihm ausgehende „Rationalisierung" des Lebens. Er hat die „Sitte" noch nicht durch eine „bewußte Ethik" zu ersetzen vermocht, sondern als Ersatz für die erste den Menschen nur das „Regime der Mode" beschert. Tönnies charakterisiert die Mode als „flüssig gewordene" und daher auch „leicht und flüchtig gewordene Sitte". Er nennt sie „die Sitte, die ihr Wesen aus sich heraus gesetzt hat, die in ihr Gegenteil umgeschlagen ist. Denn in ihrem Wesen lag es, alt, starr, schwer und ernst zu sein." „Man kann die Mode als die Sitte der Jungen bezeichnen, und dies bedeutet nicht so sehr die jüngeren Lebensalter als die jüngeren Gesellschaftsschichten, vor allem die Bewohner großer Städte, in denen sich die Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Industien entwickelt, die der Mode dienen und von ihr leben."[44]

43) Der Geburtenrückgang, Die Rationalisierung des Sexuallebens unserer Zeit. S. 46.
44) Die Sitte, S. 78.

In dem Maße, wie der vulgäre Intellektualismus sich unter der Arbeiterschaft ausbreitete, mußte an ihrer Lebensführung dieser, wie auch Grotjahn sagt, halbrationalistische Zug zu erkennen sein.

Das Leben, das die Arbeiter zuvor führten, ließ eine Rationalisierung als dringende Notwendigkeit erscheinen. In einem von der Fabian Society herausgegebenen Tractat „The Decline in the Birth-Rate" schreibt Webb: „In den meisten Arbeiterfamilien ist es nicht die Arbeit, welche dem Manne sein Los schwer macht und sein Herz mit Sorgen erfüllt, sondern die große Zahl seiner Kinder. Für sich, die Frau und ein bis zwei Kinder reicht sein Verdienst wohl hin; aber wenn jedes Jahr ihm eine Vermehrung seiner Familie bringt, wenn dann seine Wohnung, sein Mobiliar nicht mehr zureicht, wenn er nicht mehr imstande ist, diese Zahl Kinder ordentlich zu kleiden und zu erziehen, wenn er abends bei der Rückkehr in seine Wohnung nur Not und Kindergeschrei findet, dann sinkt auch dem Fleißigsten, dem Redlichsten der Mut und es erklärt sich, daß er dann das Bierhaus aufsucht, der Familie entweicht, um jener Sorgen sich wenigstens auf Stunden zu entschlagen." Ebenso wie für den männlichen Teil der Arbeiterschaft war auch für den denkenden Teil der weiblichen eine Aenderung der Verhältnisse ein dringendes Gebot der Stunde. Unter Anlehnung an Marcuse und Kempff sagt darüber Johannes Müller:[45] „Immer größer wird die Zahl der Mädchen, deren Mütter schon als Fabrikarbeiterinnen in städtischen Verhältnissen gelebt und alle Not und Mühsal des Kinderreichtums durchgemacht haben. Diese Mädchen haben es von ihrer Kindheit her noch gut in Erinnerung, wie „ihre Mutter eine große Kinderschar mit ungenügenden Geldmittel in kleiner Wohnung ... hat aufziehen müssen". Sie haben „die Mühsal des Geborenwerdens und die Mühsal des Kindersterbens an ihrem eigenen Fleische und Blut" miterleben müssen und sie haben deshalb Furcht vor allzu reichlichem Kindersegen". Man darf aber die Wirkung der Kleinhaltung der Kinderzahl nicht zu hoch einschätzen. Sie kann höchstens das allerärgste Elend und Ungemach fernhalten. Der in Mietskasernen untergebrachte Teil der Arbeiterschaft hat deshalb noch lange keine „Häuslichkeit". „Hier hört Heimlichkeit und

45) a. a. O., S. 63.

Heimischwerden auf, hier, wo des Sommers durch die offenen Fenster — denn in den Räumen, in denen zugleich gekocht, gewaschen und gebügelt wird, ist es bei geschlossenen Fenstern nicht auszuhalten — der ganze Klatsch, der ganze Zank, alles Klappern, Schwirren, Surren und Summen der Näh- und Schuhmaschinen, alles Kindergeschrei, alles Tosen der Maschinerie der Fabrik im Hofraum, aller Dunst und Duft der vierzig oder fünfzig Küchen mit ihrem Talggeruch und ihrer Ranzigkeit eindringt, wo keine Tür geöffnet werden kann, ohne daß neugierige, neidische oder schadenfrohe Blicke hineindringen, hier muß das Heim als Hölle ... erscheinen."[46]

Solch eine „Häuslichkeit" läßt ein wahres Gemeinschaftsleben, und wäre es auch im kleinsten Kreise, nicht aufkommen. Alt und Jung wird es aus ihr hinaustreiben. Je geistiger der Mensch wird, umso unerträglicher wird sie für ihn sein.

Jedoch nicht allein diese „Häuslichkeit" macht dem Arbeiter ein wahres Gemeinschaftsleben unmöglich. Schon die Dauer der Beschäftigung muß ein solches ersticken. Wer von früh bis abends in der Fabrik sich abquält, hat zu Hause nicht mehr die geistige Frische, sich der Familie zu widmen. Ja, wer vielleicht im Berufe die Nacht zum Tage machen muß, ist gezwungen, außerberuflich wenigstens einen Teil des Tages zur Nacht zu machen.

Vor allem aber trägt die Art der Beschäftigung dazu bei, daß die Arbeiter untauglich werden zur Zurückgezogenheit des Familienlebens. Ueberanstrengt und überreizt, kommen die meisten nach Hause. Ohne Stimmungsmittel können sie sich des Lebens gar nicht mehr freuen.

Ihr Familienleben ist außerdem zu eng und leer. Diese Enge und Leere drängt — besonders bei ungebrochener Vitalität — ganz unwillkürlich dazu, sich nach einem Aufgehen in einer weiteren Gemeinschaft zu sehnen. Ganz von selbst kommt es bei Intellektualisierten auch zu einer Ausweitung der Bedürfnisse und zu einem höheren Selbstgefühl.

Damit wird die Armut immer drückender empfunden, Sie erscheint als immer unerträglichere Verödung, Erschwerung und Beschränkung des Lebens. So wuchert die wirtschaftliche Unzufriedenheit in den Herzen der davon Betroffenen. Ihr

46) Sombart. Das Proletariat, S. 29 f.

Los ist dadurch ungleich schwerer als das des Gewohnheitsarmen, der mit allem zufrieden ist, der gegen Elend und soziale Erniedrigung gleichgültig ist.

Ueber die wirtschaftliche Unzufriedenheit der emporstrebenden Arbeiterschaft hat sich Gustaf F. Steffen[47] folgendermaßen ausgelassen: „Nichts ist gewöhnlicher als Klagen seitens der wohlhabenden Klassen über die in unseren Tagen sich so stark vordrängende wirtschaftliche Unzufriedenheit der industriellen und der agrarischen Lohnarbeiterklassen, ihre Begehrlichkeit und ihren Neid gegen alle, die in der Gesellschaft ein glücklicheres Los gezogen haben. Man behandelt die mit diesen Ausdrücken bezeichneten Erscheinungen gewöhnlich als etwas durchaus Schlechtes und verdammt sie oft in den stärksten Ausdrücken, denen nicht selten eine gute Portion sozialer Gehässigkeit und Roheit beigemischt ist. Hier sind es die soziale Voreingenommenheit und die Intoleranz der höheren Klassen, welche das Wort führen und die von ihnen Beherrschten hindern, in einer wirtschaftlichen Entwicklungserscheinung, wenn sie bei der körperlich arbeitenden Klasse auftritt, etwas tief Berechtigtes zu sehen, obgleich sie dieselbe Sache bei sich selber als ein Verdienst loben." An anderer Stelle[48] sagt er über die „aufgeklärten (!) modernen körperlich Arbeitenden": „Sie fühlen ihre wirtschaftliche Dürftigkeit und ihre wirtschaftliche Anhängigkeit von den besitzenden und leitenden Klassen um so schärfer, je mehr ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Kraft wächst. Sie glauben nicht, sich mit etwas Geringerem als einer gründlichen Umgestaltung der ganzen wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung ... begnügen zu können."

Bei so veränderten Lebensbedingungen „in und außer Beruf" m u ß t e die Arbeiterschaft geistig und seelisch eine ganz andere werden. „Der Arbeitnehmer von heute", stellt Wolf mit Recht in seinem jüngsten Buche „Die neue Sexualmoral und das Geburtenproblem unserer Tage" fest, „ist ein wesentlich anderer als der der vor- und frühkapitalistischen Epoche, ein ganz anderer als der, den Lassalle vorfand, ein anderer auch, als der vor zwei oder drei Jahrzehnten. Die paar Mark mehr Wochenlohn allein haben diesen Wandel n i c h t hervorgebracht. Ihre Wirkung soll nicht in Abrede

47) Lebensbedingungen moderner Kultur, S. 91.
48) a.a.O. S. 92.

gestellt werden. Letzten Endes ist aber die „Emancipation des vierten Standes Edukation". Die Schule, in die die Arbeiterschaft ging, ist keine andere als das Leben selbst. Was sie heute ist, verdankt sie im wesentlichen ihm. „In seiner Elite hat das Proletariat von heute Sinn und Verständnis für alle Kulturbestrebungen und -errungenschaften, weit hinunter treibt es alle Arten von Sport mit hohem Können unter auffälliger Beteiligung der weiblichen Jugend, für die Politik wird fast allgemein ein fanatisches Interesse gezeigt, selbst zunehmend von Frauen." (Wolf).

Zum vollen Verständnis des modernen Proletariats genügt aber noch nicht die Kenntnis der Haupttriebkräfte seiner geistigen und seelischen Wandlung. Sie läßt vieles an ihm, nicht bloß die in die Entwicklung herein gerissenen Zufälligkeiten noch völlig unerklärt. Die Metamorphose kann gar nicht detailliert genug erforscht werden.

Im Folgenden soll nur der Anfang ihres Anfangs aufgehellt werden. Ausgegangen werden muß dabei von dem „Imago" des frühkapitalistischen Arbeiters, von der Mentalität, die die Arbeiterschaft bei ihrem Eintritt in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts aufwies. Sie aber läßt sich am ehesten dann erfassen, wenn zuvor die damalige Lage der Arbeiterschaft betrachtet wird.

2. Kapitel.

Die Lebensbedingungen der deutschen Industriearbeiterschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Aus der im vierten Jahrgang der „Mitteilungen des statistischen Bureaus in Berlin" enthaltenen „Statistischen Übersichtder Fabrikations- und gewerblichen Zustände in den verschiedenen Staaten des Deutschen Zollvereins im Jahre 1846" ersieht man, daß damals in Preußen, Bayern, Sachsen, allen Thüringischen Staaten, Baden, Großherzogtum Hessen, Kurhessen ohne Schmalkaden und Nassau, also in zirka $^4/_5$ des gesamten Zollvereinsgebiets 617 391 Personen in Fabriken und Manufakturen als „Arbeiter" beschäftigt waren. Davon entfielen 272 106 auf die „Fabriken für Gewebe aller Art, Färbereien, Druckereien etc." An zweiter Stelle kamen die „Fabriken in Metall und überhaupt dem Bergbau angehörigen

und verwandten Unternehmungen" mit 155 788 Arbeitern. Es folgten die mechanischen Spinnereien mit 58 912. Die restlichen 130 585 verteilten sich auf die übrigen „Industrien": die Gerbereien und Leimsiedereien (20 000), die Tabakfabriken (ca. 19 000), die Papierfabriken (ca. 12 000), die Rübenzuckerfabriken (ca. 9000), die Leder- und Lederwarenfabriken (ca. 4500) usw. In der ersten Auflage des modernen Kapitalismus gibt Sombart einem Rechenfehler zufolge die Arbeiter der „Fabriken in Metall" um 121 728 und die Arbeiter der „Fabriken für Gewebe" um 232 672 zu hoch an. In beiden Fällen hat er die Arbeiter der norddeutschen Staaten doppelt gezählt.

Nicht miterfaßt sind bei den 617 391 Arbeitern die in Mühlen, Brauereien und Brennereien beschäftigten Personen. Deren wurden gezählt in „Mühlen aller Art": 109 187 und in Brauereien, Brennereien etc.: 59 221. Diese Personen sind im wesentlichen Angehörige handwerksmäßiger Betriebe. Die 109 187 Mühlenarbeiter gehörten nicht weniger als 70 278 Mühlen an. Die Zeit für die Kunstmühlen, Lagerbierbrauereien und Großbrennereien war damals noch nicht gekommen.

Die damalige Statistik zählt aber diese 168 408 Personen gleichfalls als Fabrikarbeiter. So schlug auch Frh. von Reden[49] zu den 393 130 eigentlichen preußischen „Fabrikarbeitern" 88 212 Mühlen-, Brauerei-, Brennerei- etc. Arbeiter hinzu.

Von je 100 seiner 481 342 preußischen Fabrikarbeitern waren nach seinen Angaben[50]:

	männlich	weiblich
unter 14 Jahre alt	3,61	2,84
über 14 Jahre alt	81,67	11,88.

Dies interpretiert er noch weiter dahin, daß 2,63% aller 8 bis 14jährigen Kinder wovon 1,45% auf Knaben und 1,18½ auf Mädchen kamen, und 8,72% aller Personen über 14 Jahren, wovon wiederum 7,54% auf das männliche und 1,18% auf das weibliche Geschlecht entfielen, Fabrikarbeit verrichteten.

Für Berlin, das 3 Jahre später eine Bevölkerung von 432 902 hatte, zählte Frh. von Reden ungefähr 25 000 „Fabrikarbeiter". Diese verteilten sich auf 1153 Anstalten. Die größte Arbeiterzahl zeigt der Maschinenbau. Hier waren in 34 Werken 2839

49) Erwerbs- und Verkehrsstatistik des Königstaats Preußen, S. 279.
50) a.a.O. S. 280.

Arbeiter beschäftigt. Wenig zurück stand die Arbeiterzahl der 85 Fabriken für seidene und halbseidene Zeuge mit 2219. Darauf folgten 17 Druckereien für Zeuge aller Art mit 1728 Arbeitern, 87 Fabriken für wollene und halbwollene Zeuge mit 1367 Arbeitern und 95 Fabriken für baumwollene und halbbaumwollene Zeuge mit 986 Arbeitern. Nur 3 weitere Industrien zählten noch über 500 Arbeiter: Die 37 Tabak- und Zigarrenfabriken mit 940, die 16 verschiedenen Metallfabriken mit 557 und die beiden Porzellanfabriken mit 513 Arbeitern. Geht man bis auf 250 Arbeiter herab, so sind noch zu nennen: die 6 Kolonialzuckerraffinerien mit 427, die 38 Leder- und Lederwarenfabriken mit 362, die 13 Wagenfabriken mit 328 und die 17 chemischen Fabriken mit 269 Arbeitern.

In wie starkem Wachstum schon damals die Fabrikarbeit begriffen war, sieht man daraus, daß 6 Jahre später in den Maschinenbauanstalten und Eisenwerken des Reg.-Bez. Potsdam über 2000 Arbeiter mehr als bei der großen Zählung von 1846 beschäftigt wurden.[51]

Aus der Fabrikanten- und Handwerkertabelle von 1846 ist leider nicht zu ersehen, welchen Umfang damals die Heimarbeit hatte. Man kann aus dieser Tabelle nur die Zahl der hausindustriell tätigen Weber entnehmen. An Arbeitern der gewerblichen Weberei mit Einschluß der in Fabriken beschäftigten Webstühle sind angegeben: 420 893. Da auf „Fabriken für Gewebe aller Art" 228 491 Arbeiter entfallen, bleiben 192 402 hausindustriell beschäftigte Weber übrig. Nach Sombart[52] sollen es gar 754 789 (!) gewesen sein. Zu dieser enormen Zahl kam er durch zwei (!) Rechenfehler. Erstens zählte er auch hier wieder die in den norddeutschen Staaten Tätigen doppelt, und zweitens vergaß er, die in Fabriken Beschäftigten von der Gesamtzahl abzuziehen.

Bei korrekterer Berechnung der hausindustriell tätigen Weber wäre Sombarts Urteil über den Umfang der damaligen Hausindustrie vermutlich vorsichtiger ausgefallen. Er sagt:[53] „Die in der gesamten (?) Industrie dominierende Betriebsform ist aber noch immer die Hausindustrie . . . Der Kampf der Fabrik mit der hausindustriellen Weberei beginnt (?) gerade in jenem entscheidungsvollen 5. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, in dem wir Umschau halten, und ist sogar für

51) Frh. von Reden. a. a. O., Bd. I. S. 433
52) Der moderne Kapitalismus, 1. Aufl. Bd. 1 S. 425.
53) Der moderne Kaptalismus, 1. Aufl. Bd. 1. S. 429.

die Spinnerei noch nicht völlig beendet." Für die Hausindustrie zieht Sombart neben der Weberei die Fabrikation vor allem der Holz-, Kurz- und Kleineisenwaren heran. Von der Größe dieser Fabrikationszweige kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man in Frh. von Redens „Erwerbs- und Verkehrsstatistik"[54] über das Berliner Kurzwarengeschäft liest: „Dieser in Berlin seit ungefähr 20 Jahren bestehende Industriezweig erfreut sich von Jahr zu Jahr einer größeren Ausbreitung und gewährt dort gegenwärtig ungefähr 30 000 Personen fortdauernde Nahrung." Auch die Konfektion muß damals schon eine recht beträchtliche Ausdehnung gehabt haben. Alexander Schneer hält es in seiner 1845 erschienenen Abhandlung über die Zustände der arbeitenden Klassen in Breslau[55] für notwendig, beim Nachweise des Verdienstes der Schneidergesellen eine Unterscheidung zu machen zwischen solchen, „die für Kunden der Meister arbeiten" und solchen. „die für Kleiderhändler (!) beim Meister arbeiten". Nach Sombart[56] war bei Gerson in Berlin im Jahre 1852 folgendes Personal beschäftigt: 5 Handwerksmeister, 3 Direktricen, 120—140 Arbeiterinnen in der Werkstatt, 150 Meister mit je 10 Gesellen außer dem Hause, 100 Kommis, Aufseher etc. im Verkehrslokal.

Alles in allem kann man daher annehmen, daß die Zahl der damaligen „Heimarbeiter" zumindest eben so groß gewesen sein muß, wie die der Fabrikarbeiter. Zum Teil hat man sie gezählt als Handwerker, zum Teil wohl aber auch bei den „Personen, die von gemeiner Handarbeit selbständig leben (Tagelöhner, Holzhauer, Chaussee- und Eisenbahnarbeiter, Näherinnen, Wäscherinnen)".

Die Fabrikanten- und Handwerkertabelle von 1846 rechnet zum Handwerk insgesamt 1 459 733 Personen. Daneben nennt sie noch 20 864 mechanische Künstler (Bildhauer, Formschneider, Mechanici, Uhrmacher, Steinschneider, Graveure, Gold- und Silberarbeiter, Bijoutiers, Gold- und Silberschläger, Bilder-, Blumen-, Porzellanmaler, Kupferstecher etc.) und 25 816 „Personen zum literarischen Verkehr gehörig" (Buchbinder, Drucker, Schriftgießer, Lithographen etc.). Von den 1 459 733 als Handwerker gezählten Personen waren 778 214 Meister und 681 519 Gehilfen und Lehrlinge.

54) Bd. I. S. 459.
55) S. 22.
56) Der moderne Kapitalismus, 1. Aufl. Bd. 1. S. 460.

„Handarbeiter" gab es insgesamt 1 979 807 und zwar 1 205 900 männliche und 773 907 weibliche.

Die Zahl der „selbständigen" Handarbeiter wurde noch übertroffen durch die des Gesindes. Leider sind hier nicht Gewerbe und Landwirtschaft getrennt. Wir wissen nur das Verhältnis des männlichen zu dem weiblichen Teile. Er bestand nämlich aus 914 092 männlichen und 1 210 504 weiblichen Personen.

Für Preußen teilt Frh. von Reden[57] noch die Kopfzahl des „zur persönlichen Bequemlichkeit der Herrschaft" gehaltenen männlichen und weiblichen Gesindes mit. Sie betrug insgesamt 174 523, wovon auf das männliche Gesinde 40 505 und auf das weibliche 134 018 entfielen, belief sich also nicht einmal auf 1/6 der Gesamtzahl (1 271 608). Da die Fabrikanten- und Handwerkertabelle nach den Mitteilungen des Statistischen Bureaus in Berlin (4. Jhrg. S. 252) es sich zur Aufgabe machte, „ mit Ausnahme (!) des landwirtschaftlichen Gewerbes eine vollständige Übersicht der Gewerbsamkeit der verschiedenen Zollvereinsstaaten zu geben", hätte man von Rechts wegen das landwirtschaftliche Gesinde bei der Zählung überhaupt außer acht lassen müssen. Übergriffe in das Gebiet der Landwirtschaft scheinen übrigens auch bei den sog. „Handarbeitern" vorgekommen zu sein, so daß wohl mehr als 2 Millionen Menschen ganz zu unrecht in die Fabrikanten- und Handwerkerliste aufgenommen worden sind. Nach der drei Jahre früher (1843) in Preußen vorgenommenen Berufszählung kamen auf die „eigentlich Landwirtschaft treibende Bevölkerung" 60,84 bis 61,34 Prozent der Gesamtbevölkerung.[58] Das war mehr als das Doppelte des Anteils, der auf die „stoffverarbeitender Tätigkeit obliegende Bevölkerung" kam: dieser betrug 23,36%. Handel, Verkehr- und Gast- und Schankwirtschaft nahmen damals an der Gesamtbevölkerung mit 0,97%, 0,39% und 0,59½ teil. In der Fabrikanten- und Handwerkerliste erscheinen diese 3 Erwerbszweige mit einem „Personal" von 267 784, 56 444 und 138 221 Köpfen.

Auf Grund dieser Zahlen kann man über die quantitative Bedeutung, die der deutschen Industriearbeiterschaft innerhalb der Volkswirtschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts beizumessen ist, folgendes sagen: Der gewerbliche Kapitalismus hatte das Handwerk noch nicht überholt. Die Zahl der

57) a. a. O., S. 277.
58) Frh. von Reden. Vergleichende Kulturstatistik, S. 412 ff.

gewerblichen Lohn- und Heimarbeiter zusammen war schwerlich größer als die der Meister, Gehilfen und Lehrlinge des noch selbständigen Handwerks. Mit ihren Angehörigen dürften sie demzufolge etwa 12% der Bevölkerung ausgemacht haben.

50 Jahre später hatte sich der prozentuale Anteil der im Dienste des gewerblichen Kapitalismus Stehenden an der Gesamtbevölkerung bis auf mehr als das Doppelte erhöht. In Betracht kommen hierbei die gewerblich Tätigen der von Sombart „Vollblutproletarier" genannten. Wenn ihre Zahl im „Proletariat"[59] richtig berechnet wäre, so brauchte man sie nur um die Zahl der in Landwirtschaft, Handel und Verkehr Tätigen zu verringern. Eigentümlicherweise hat aber Sombart die gesamten Heimarbeiter außer acht gelassen. Schlägt man diese zu den gewerblichen Lohnarbeitern hinzu, so erhält man als Ergebnis mindestens 25% der Bevölkerung.

Auch im neuen Jahrhundert ist der prozentuale Anteil der gewerblichen Lohn- und Heimarbeiterschaft an der Gesamtbevölkerung noch gestiegen. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß sich die Bevölkerung inzwischen ungefähr auf das Doppelte vermehrte, kann man wohl behaupten, daß die damalige gewerbliche Lohn- und Heimarbeiterschaft noch nicht $^1/_5$ der heutigen betragen hat.

Ihre Zusammensetzung entsprach im wesentlichen noch den frühkapitalistischen Verhältnissen. Sombart[60] stigmatisiert sie folgendermaßen: „Den Kern bildet die gelernte, richtiger vielleicht noch die handwerksmäßig ausgebildete Arbeiterschaft. Es sind die verschiedenen „Meister" . . . die sich später wohl auch als „Gesellen" bezeichnen. Sie sind vielfach noch zünftig organisiert, wenn sie auch den eigentlichen Handwerkerzünften nicht mehr angehören . . . Unter diesen „Handwerkern" (im arbeitstechnischen Sinne) steht eine wachsende Schar ungelernter Arbeiter, die Hilfsdienste aller Art verrichten." Außerhalb der Sphäre der gewerblichen Produktion hießen solche Arbeiter „Handarbeiter". Zu Bergius' Zeiten gab es deren vier Arten: 1. die Arbeiter der Erntezeit, 2. die Handlanger und Tagelöhner im Bauwesen,

59) S. 5 ff.
60) Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl. Bd. II. S. 835.

3. die Handelshilfsarbeiter: Leute, die die Waren in Ballen binden, tragen, aufladen oder auf Schubkarren fahren und 4. die Holzhacker.

Den allermeisten der ungelernten Fabrikarbeiter lagen nach wie vor solche Teilverrichtungen ob, die man auch schon im Handwerk verselbständigt hatte oder hätte verselbständigen können, ohne den Artcharakter der handwerksmäßigen Arbeit irgendwie zu beeinträchtigen. Trotzdem jedoch hatte sich die Entpersonalisierung des Arbeitsprozesses bereits weit über die ersten Anfänge hinaus entwickeln können. Immer größer wurde die Zahl derjenigen ungelernten Fabrikarbeiter, die entweder Maschinen und Apparate bedienen oder nach rein sachlichen Erwägungen einander in die Hand arbeiten. Stellenweise drohte dadurch die qualifizierte (handwerksmäßig geschulte) Arbeit verdrängt zu werden.

In der Volksversammlung vor dem Schönhauser Tor am 26. März 1848, nach Bernstein[61] „der größten Volksversammlung, die Berlin bis dahin gesehen hatte", wurde dieser Bedrängnis der qualifizierten Arbeit von vielen der Redner aus dem Volke Ausdruck gegeben. So gab ein Kattundrucker im Namen von 800 Kollegen, die zu $^4/_5$ seit Jahren keine Beschäftigung hatten, eine Anzahl von Forderungen kund, deren wichtigste folgende waren: „Beschränkung der Maschinen und Perrotinen und zwar so, daß wenn das Stück zwei Farben habe, die zweite (zu ergänzen: mit der Hand) eingedruckt werden müsse, wenn es drei Farben habe, die dritte usw. Ferner keine Mädchen, Verkürzung der Arbeitszeit, 14tägige Kündigung von beiden Seiten." Gegen die Maschinen- und die Mädchenarbeit kämpfte auch ein Posamentier. Er forderte: „1. Alle Mädchen auf Posamentierstühlen müssen aufhören zu arbeiten. 2. Die Maschinen, die Menschenhände unnötig machen, müssen beschränkt werden." Auch ein Seidenweber wandte sich gegen die Mädchenarbeit. Daneben stellte er u. a. auch noch die Forderung auf, daß kein Arbeitgeber mehr als drei Lehrlinge halten dürfe. Auch andere klagten über eine zu große Zahl an Lehrlingen, z. B. ein Zigarrenmacher und ein Mustermaler. Der Mustermaler forderte zugleich Abschaffung der Schablonen, weil sie es ermöglichen sollten, „sechsmal billiger Arbeit zu liefern". Es wäre aber ein Irrtum anzunehmen, daß sich allein die qualifizierte Arbeit

61) Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, Bd. I. S. 26.

von der unqualifizierten in die Enge getrieben fühlte. Auch das umgekehrte traf zu. Ein Bauarbeiter wettert dagegen, daß überall Professionisten auf dem Baue zu treffen wären. „Das dürfte nicht sein! Es muß verboten werden, daß diese als Arbeiter gehen." Auch gegen sonstige Konkurrenz wehrte sich die unqualifizierte Arbeit. Ein Dienstmann will das Recht der Droschken, alle Arten von Paketen zu transportieren, einschränken. „Wenn ihnen dieses verboten und wenn festgesetzt würde, daß sie nur Pakete von einer bestimmten Schwere fahren dürfen, würden viele Leute Brot bekommen." Damit deckt sich das, was Alexander Schneer[62] von den Kattunfabrikarbeitern zu erzählen weiß: „Diese Art von Arbeitern kann nicht sogleich von der Fabrikarbeit zur Tagesarbeit abgehen; denn die Tagearbeiter bilden beinahe ein Corps, in welches sich der Eintretende erst einleben und einprügeln muß, ehe ihm von den anderen die Erlaubnis zuteil wird, eine Straßenecke zu okkupieren und dort auf Arbeit zu warten."

Wie die Art der Arbeit, so zeigt sich auch die Lohnbildung um die Mitte des 19. Jahrhunderts im wesentlichen noch frühkapitalistischen Charakter, d. h. also, sie war weniger durch Angebot und Nachfrage als durch Herkommen bestimmt. Drückt doch auch Frh. von Reden seine Verwunderung über die Anomalien der Lohnbildung in Berlin aus. Im ersten Bande seiner „Erwerbs- und Verkehrsstatistik" schreibt er[63]: „Auf den ersten Blick ist erkennbar, daß der Erwerb durch die verschiedenen Handarbeitsarten weder der Schwierigkeit noch der Zeitdauer nach in irgendeinem gerechten Verhältnis zueinander stehen. Der Brau-Fahrknecht beispielsweise erlangt durch eine zwölfstündige Arbeit (welche nur recht starke Arme erfordert), neben freier Station an 500 Taler jährlich, während sein Kollege in der Brauerei, zu dessen Geschäften (außer den starken Armen) auch technische Kenntnisse erforderlich sind, nur 150 Taler erwirbt. Der Schlachtergesell hat neben freier Station durch 14stündige Arbeit 300 Taler; der Droschkenkutscher kann (falls er nicht betrügt) ungeachtet 17stündiger Arbeit in jedem Wetter es nur zu 180 Talern bringen. Sogar der Buchsetzer (von dem verhältnismäßig bedeutende Vorkenntnisse und gleichzeitig Geistes- und Handtätigkeit verlangt werden) kann durch

62) a. a. O., S. 31.
63) S. 491.

12stündige Tagesarbeit regelmäßig nur etwa 200 Taler erwerben; während Schlosser- und Sattlergesellen auf 250 und 220 Taler kommen, ungeachtet sie nicht länger arbeiten. Welcher Abstand zwischen einem Destillationsknecht, der bei 15 Stunden täglicher Arbeit (neben Wohnung, Essen, Trinken) jährlich 190 Taler verdient, und einem Schuhmacher, der in täglich 15 Stunden Arbeit nur 156 Taler verdient, wovon er Wohnung, Essen und Trinken bezahlen muß; usw. usw."

Bis zu einem gewissen Grade hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch die Obrigkeit Einfluß auf die Lohnbildung. So erschien am 18. April 1848 eine Bekanntmachung des Berliner Magistrats, in der er nach Bernstein[64] „die Gewerksgenossen und Arbeiter . . . man achte auf die Unterscheidung! . . . ermahnt, ihre etwaigen Wünsche und Forderungen nicht direkt an die Arbeitgeber, sondern an die von ihm zu diesen Behufe eingesetzte Deputation für das Wohl der arbeitenden Klassen schriftlich oder durch Deputationen aus ihrer Mitte gelangen zu lassen." Allzu groß mag freilich der Einfluß des Magistrats auf die Lohnbildung damals nicht mehr gewesen sein. Dagegen teilt Otto Hue[65] von der Bergbehörde mit, daß sie sich aufs angelegentlichste für die Lohnbildung interessierte. Er schreibt: „Um die in Rede stehende Zeit hielt es die Bergbehörde noch mit dem Interesse der Volkswirtschaft für durchaus vereinbar, einer systematischen Lohndrückerei vorzubeugen durch die Festsetzung von Mindestlöhnen." Er führt dann als Normallöhne an für Kohlenhauer 11 und für Schlepper 8½ Groschen. Normallöhnen lag die Achtstundenschicht zugrunde. Wo längere Schichten üblich waren, erhöhte sich der Lohn entsprechend. „Im Februar 1849 stellte, wie wir dem von dem Verein der Ruhrgrubenbesitzer herausgegebenen Sammelwerk 12. Band, 3. Teil, entnehmen, das Oberbergamt fest, da auf manchen Gruben die geschicktesten und fleißigsten Hauer im Gedinge durchschnittlich bis zu 17, mitunter bis zu 20 Groschen für ein Tagewerk verdienten." Unter Tagewerk ist hier eine wesentlich verlängerte Schicht zu verstehen.

Für die ungelernten Berliner Fabrikarbeiter nennt Frh. von Reden[66] als Normallohn 12½ Sgr. bei einer durchschnittlichen Jahresmiete von 30—44 Talern. Unter Berücksichti-

64) Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, Bd. I. S. 24.
65) Die Bergarbeiter, Bd. II. S. 135.
66) a. a. O., S. 468.

gung möglicher Nebenverdienste taxiert Frh. von Reden den Jahresverdienst eines ungelernten Berliner Fabrikarbeiters auf 182 bis 208 Taler.

In Breslau zahlte man nach Schneer[67] in den Zichorien-, Tabak-, Papier-, Kattun- und Maschinenfabriken übereinstimmend den ungelernten Arbeitern 10—11 Sgr. pro Tag. Die in den Tabak- und Kattunfabriken arbeitenden Frauen und Mädchen bekamen ca. 60% dieses Satzes, die Streichkinder der Kattunfabriken gar nur 25%.

Das Revolutionsjahr zeigte trotz Darniederliegens der Volkswirtschaft ansehnliche Lohnerhöhungen, ein Beweis dafür, daß die Marktgesetze noch nicht über die Lohnbildung herrschten. Bernstein[68] schreibt über eine solche Lohnerhöhung in Berlin: „Als die Maschinenfabrikanten ihren Arbeitern am 11. April 1848 einen Mindestlohn von 4 Talern die Woche bei 10stündiger (!) Normalarbeitszeit bewilligten, ward diese Festsetzung als eine große Errungenschaft betrachtet und mit einem gewaltigen Festessen gefeiert, an dem zwischen drei- bis viertausend Arbeiter teilnahmen, und bei dem es an Hochs auf die Fabrikanten, die die Kosten auf sich genommen hatten, nicht fehlte."

Der Zeitlohn war freilich schon lange nicht mehr die einzige Löhnungsart. Unter Anlehnung an das Verlagsverhältnis hatte man zunächst im Bergbau den Gedingevertrag eingeführt. Bald jedoch ging man in zahlreichen Industrien zu diesem Vertragsverhältnis über, da man erkannt hatte, wie geeignet es für die Umbildung des „Unterhaltslohns" in den modernen „Leistungslohn" war. Der einzige Unterschied bestand darin, daß man hier von „Akkord" sprach, nicht wie im Bergbau von „Gedinge".

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts muß Akkordlohn schon häufig gezahlt worden sein, denn man findet Akkordsätze über Akkordsätze in der Lohnliste, die Frh. von Reden[69] für die Berliner „Handarbeiter" anführt. „Stückweise bezahlte man Buchbinder, Drechsler-, Hutmacher-, Stubenmaler-, Maurer-, Sattler- und Riemen-, Schlosser-, Schneider-, Schuhmacher-, Strumpfwirker-, Tapezierer-, Tischler- und Töpfergehilfen," aber auch einen sehr großen Teil der weiblichen

67) a. a. O., S. 24.
68) Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, Bd. I. S. 22.
69) Erwerbs- und Verkehrsstatistik, Bd. I. S. 468 ff.

Arbeiter. So lesen wir von den Näherinnen[70]: „Bei den Arbeiten aufs Stück ist der tägliche Verdienst ebenfalls nur 5 Sgr., wobei aber eine angestrengte Arbeit erforderlich ist." Hier ist offenbar den Akkordlöhnen der Charakter von Prämienlöhnen vollständig abhanden gekommen. Keine Fessel bindet sie mehr an das Herkommen.

Am frühesten fand die Emanzipation des Verdienstes der Heimarbeiter von dem Herkommen statt. Schon lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts verknüpfte ihn eine funktionelle Abhängigkeit mit den Preisen der Produkte. In dem Maße wie der Fabrikatpreis sank, mußte auch der Verdienst der Heimarbeiter sinken.

Besonders schlimm hatten es um die damalige Zeit die hausindustriellen Leinenweber. Über ihre kümmerlichen Erwerbsverhältnisse informiert der Verfasser der bereits vielfach zitierten Abhandlung. „Über die Zustände der arbeitenden Klassen in Breslau" in einer anderen Publikation aus dieser Zeit, die er betitelt hat: „Über die Not der Leinenarbeiter in Schlesien und die Mittel ihr abzuhelfen." Dort lesen wir[71] : „Der Erwerb des Leinenwebers steigt gegenwärtig (1844) im allgemeinen von 10 Sgr. bis zu 20 Sgr., der des Flachsspinners von 2 Sgr. bis höchstens 4 und 5 Sgr., bei allen drei Klassen für die W o c h e (!) berechnet." Schneer erläutert dies noch: „Man wird sich am leichtesten den Zustand denken können, wenn man erwägt, daß für Hunderte, ja Tausende dieser unglücklichen Familien der tägliche Erwerb von 9 Pfg. bis 1 Sgr. 3 Pfg., den Mann, Frau und Kind erarbeiteten, oft für sechs Köpfe ausreichen soll . . . Seit sieben und mehr Jahren haben sich die Unglücklichen nicht mehr irgendein Kleidungsstück beschaffen können; ihre Bedeckung besteht aus Lumpen, ihre Wohnungen verfallen, da sie die Kosten der Herstellung nicht aufbringen können; die mißratenen Ernten der Kartoffeln, namentlich in den beiden letzten Jahren, haben sie auf die billigeren wilden oder Viehkartoffeln und auf das Schwarz- oder Viehmehl zur Nahrung angewiesen. Fleisch kommt nur bei einigen zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten ins Haus, und dann für eine Familie von 5—6 Personen ½ Pfund! Schenkte der Bauer ihnen ein Quart Buttermilch, oder tauschen sie es für die Kartoffel-

70) Erwerbs- und Verkehrsstatistik, Bd. I. S. 480.
71) S. 42.

schalen bei ihm nach langem Aufsammeln ein, so ist dies ein Festtag. Wenn es zuweilen zu etwas Butter noch ausreicht, so zehrt die ganze Familie an einem 1/4 Pfund die Woche."

Viel besser als die ländlichen Hausindustriellen hatten es damals im deutschen Osten auch die grundbesitzlosen landwirtschaftlichen Arbeiter, die sogenannten Hausleute oder Inlieger nicht. Die Übervorteilung der Dreschgärtner und Häusler bei der Ablösung, die vor allem der § 12 der Ablösungsordnung vom 7. Juni 1821 möglich gemacht hatte, mußte eine verstärkte Nachfrage nach landwirtschaftlicher Tagearbeit zur Folge haben. Darüber schreibt der Ökonomiekommissarius I. A. F. Frenzel in seinen vielbemerkten 1849 veröffentlichten „Praktischen Ratschlägen zur Verminderung des Proletariats auf dem Lande und in den Städten"[72] folgendes: „Die große Überzahl von Arbeitnehmenden hat natürlich zur Folge, daß der tägliche Lohn gedrückt wird, was oft gewissenlose Arbeitsgeber nur zu sehr benutzt haben, so daß der tägliche Lohn nicht hinreichte, dem Tagearbeiter das nötige trockene Brot zu verschaffen. Es haben sich demnach die Tagearbeiter bei den früheren hohen Getreide- und Kartoffelpreisen völlig aufgerieben, wofür der schlagende Beweis spricht, daß in Oberschlesien eine Menge solcher Unglücklichen den Hungertod gestorben sind."

Im Unterschiede zu den ländlichen Hausindustriellen wanderten aber die überzähligen Landarbeiter viel rascher in die Industriebezirke ab. Dabei mag wohl der Umstand mitgewirkt haben, daß sie körperlich robuster, minder entnervt und weniger gebunden waren. Von diesem Beginn der „Landflucht" schreibt Hue[73] bei der Schilderung der Verhältnisse der ostdeutschen Bergarbeiter um die Mitte des 19. Jahrhunderts: „Die Niedrigkeit der schlesischen Berg- und Hüttenarbeiterlöhne" (Schlepperlohn 6½, Lohn der Zieher 6 und der der Ausklauber 4 Sgr. pro Tag) „wird verständlicher, wenn wir uns die Herkunft sehr vieler Arbeiter ansehen. Es waren durch die sog. „Bauernbefreiung" von ihrer heimatlichen Scholle gelöste ehemalige Kleinbauern und Landwirte, zu jeder Dienstleistung gegen geringe Bezahlung willige Arbeitskräfte. Sie strömten nicht nur aus den ober- und mittelschle-

72) S. 4.
73) a. a. O., S. 115 f.

sischen Großgutsdistrikten, sondern auch aus Posen, teilweise auch aus Ost- und Westpreußen, schließlich in starker Zahl auch aus dem russischen und österreichischen Polen, den Städten und Industriebezirken zu . . . Die Bevölkerung im hauptsächlich industriellen Kreise Beuthen wuchs von 27 749 Köpfen im Jahr 1817 auf 94 081 im Jahr 1852 an."

Größere Städte kamen durch diesen beginnenden permanenten Zustrom in Jahren schlechten Geschäftsganges in große Verlegenheiten. Lehrreich ist das, was Bernstein[74] über die Berliner Arbeitslosigkeit des Jahres 1848 und ihre Bekämpfung mitteilt: „Die Folgen der Mißernten der Jahre 1846 und 47 machten sich umso stärker fühlbar, als Preußen damals noch ganz überwiegend agrarisch war, und die Lage der Landwirtschaft demgemäß für den Gang von Handel und Gewerbe entscheidend ins Gewicht fiel. Die Stadtverordneten lasen die Zeichen der Zeit insoweit richtig, als sie einsahen, daß es nicht mehr anging, der Arbeitslosigkeit gegenüber müssig die Hände in den Schoß zu legen. Sie beschlossen die Einrichtung städtischer Arbeitsnachweise, die am 9. März 1848 eröffnet wurden. Aber, wie ein Mitglied des Kuratoriums dieser Nachweise, der Stadtverordnete Remin, am gleichen Tage der Stadtverordnetenversammlung mitteilte, konnten sie von den 6—7000 Arbeitssuchenden, die sich gemeldet hatten, nur einem einzigen Arbeit nachweisen. Das gibt an heutigen Nachweisziffern gemessen ein übertriebenes Bild, da die Sitte des Nachfragens von Werkstatt zu Werkstatt noch vollständig vorherrschte und daher für keinen Meister ein Anlaß vorlag, den Nachweis zu benützen." Acht Tage darauf wurde beschlossen, für Erdarbeiten am Wedding, wo 400 Notstandsarbeiter bereits beschäftigt waren, noch 530 Karten zu verteilen und den Lohn auf 9 Sgr. pro Tag heraufzusetzen. Nach der Revolution folgten noch immer mehr Anstellungsverfügungen. Die Erdarbeiten waren meistens Rodungsarbeiten an den sog. Rehbergen, was den Notstandsarbeitern den Spottnamen „Rehberger" einbrachte. Sie taten alles, was sie konnten, um die Notstandsarbeiten nicht bloß bei „Rückwärtslern" (Michels) in Mißkredit zu bringen. Beim Ausroden der Baumstümpfe arbeiteten immer 4 Mann 6 volle Tage an einem (!) „Stubben", „so daß jeder Stumpf auf 36 Mark zu stehen kam".[75]

74) Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, Bd. I. S. 11.
75) Bernstein, a. a. O., S. 49.

Das wurde umsomehr beachtet, als sie bei allen Unruhen der Revolutionstage sich bemerkbar machten, aber immer nur ganz im Sinne der kleinbürgerlichen Demokraten. Waren sie doch für die Reaktion die Prätorianergarde des Berliner Magistrats und seines neuen Oberbürgermeisters Naunyn.

Letzten Endes war wohl auch nur die Angst vor Ausschreitungen der Grund dafür, daß die Berliner Stadtverordnetenversammlung eine für damalige Zeit beispielslos großzügige „Erwerbslosenfürsorge" inszenierte. Wo dieser Druck nicht da war, verharrte die Obrigkeit zwar nicht immer in völliger Untätigkeit, zeichnete sich aber auch niemals durch wirklich durchgreifende Maßnahmen aus. Man denke nur an die Art und Weise, wie einige thüringische Staaten gegen das Druckunwesen in der Hausindustrie vorgingen. Verbote gab es genug. Dagegen ließ man lange mit der Strafandrohung warten, und auch später waren die Strafen nur sehr gelinde bemessen. Das hatte den Erfolg, daß ein von Emanuel Sax in seinen wirtschaftsgeschichtlichen Studien „Die Hausindustrie in Thüringen"[76] mitgeteilter Amtsbericht über die Gewerbsverhältnisse in Ruhla 11.April 1849 vier Arten der Bedrückung aufzählen mußte:„die ganz allgemein(!) geübt werden: a) die Kaufleute halten die Akkorde nicht ein, sondern geben bei Ablieferung der Waren unter dem Vorwande des Eintritts ungünstiger Konjunkturen geringere Preise, b) sie berechnen den Arbeitern den Louis d'or zu 6 Thlr. 10 Gr., c) sie nötigen ihm das Arbeitsmaterial, Messing und Borax (hier handelt es sich um die Pfeifenindustrie) zu weit höheren Preisen auf, als es im Handel zu bekommen ist, d) in der Regel werden die gefertigten Arbeiten in Dutzenden abgeliefert. Kommt es vor, daß an einem Dutzend ein oder ein paar Stücke fehlen, so bezahlt der Kaufmann für das unvollständige Dutzend nichts (!). Um auf diese Weise zu profitieren, soll sich einer der reichsten Kaufleute sogar schuldig gemacht haben, bei einer Ablieferung ein paar Stücke heimlich beiseite zu schaffen."

Die durchschnittliche Arbeitszeit betrug damals 12 Stunden. In den Berliner Fabriken arbeitete man 1846 nach Frhr. von Reden[77] „im Sommer von 5 Uhr früh bis abends 7, im Winter von 6 Uhr; zwei Stunden gehen für Frühstück, Mittag und Vesper ab". Auch Schneer nennt nur zwei Arten

76) S. 31.
77) a. a. O., S. 468.

von Fabriken, in denen man länger als zwölf Stunden arbeitete, die Zichorien- und die Papierfabriken. Länger als in den Fabriken und Werkstätten der Handwerker scheint im Sommer die Arbeitszeit auf den Bauplätzen gewesen zu sein. Hier betrug sie nicht selten 14 Stunden. Bei der Berechnung des Verdienstes der Heimarbeiterinnen legt Frh. von Reden eine Arbeitszeit von „mindestens 14 Stunden" zugrunde.

In Berlin empfand man übrigens häufig den langen Weg zur Arbeitsstätte unangenehm. In der bekannten Volksversammlung vor dem Schönhauser Tor am 26. März 1848 beschwert sich ein Bauarbeiter darüber, daß die Arbeitszeit mit Hin- und Herlaufen auf 18 Stunden anwächst.

Das Ideal der Revolutionszeit war der 10-Stunden-Arbeitstag. Bei der eben erwähnten Volksversammlung sagte ein Lohgerber: „Wir arbeiten von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Eine Verringerung der Arbeitszeit um 2 Stunden, eine Festsetzung dieser Zeit von 6 bis 6 Uhr und eine Erhöhung des Lohns auf 4 Thlr. wöchentlich, heißt nicht zuviel verlangt."

Bernstein macht wiederholt darauf aufmerksam, wie bescheiden die damaligen Arbeiterforderungen waren. Sie überschreiten in der Tat nur um ein geringes das von Frh. von Reden berechnete Existenzminimum. Nach ihm brauchten für sämtliche Haushaltsbedürfnisse (außer Kleidung und Winterfeuerung) Berliner Familien von 6 Köpfen mindestens 3 Thlr., von 5 Köpfen mindestens 2½ Thlr. wöchentlich. Ein einzelner Mann benötigte, mäßig berechnet, täglich an Nahrungsmitteln: Für Frühstück 1½ Sgr., Mittagessen 2½ bis 3 Sgr., Abendessen 2 Sgr., Bier ¾ bis 1 Sgr. Für Kleidung benötigte ein Mann zwischen 15 bis 20 Thlr. jährlich.

Ein volles Fünftel des Jahresverdienstes wurde von der Wohnungsmiete verschlungen. Nach Frh. von Reden kostete 1846 in Berlin eine Keller- oder Hinterhauswohnung, die eine Stube und eine Küche und höchstens noch einen dritten Raum hatte, 30 bis 40 Thlr. jährlich. Unverheiratete mußten für eine Schlafstelle in einer eigenen Kammer 1 Thlr. 10 Sgr. monatlich entrichten. Entsprechend hohe Mietsbeträge fand Schneer für Breslau. Hier stellten sich innerhalb des Stadtgrabens Hof- und Kellerwohnungen auf 20 bis 24 Thlr. jährlich. Armenärzte, die Schneer über die Wohnungen befragte, gaben ihm die schaurigsten Beschreibungen. Einer von

ihnen äußerte sich wörtlich: „Die sog. Treppen sind gewöhnlich ganz finster. Dabei alles so baufällig, daß bei jedem starken Tritte das ganze Gebäude erzittert; die Stuben selbst sind klein, so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen kann, der Fußboden schief, da gewöhnlich schon ein Teil des Hauses gestützt ist; die Fenster sind schlecht verwahrt, die Oefen so schlecht, daß sie bei starker Feuerung kaum heizen, dabei raucht es meistenteils in den Stuben. An den Türen und Wänden läuft gewöhnlich das Wasser herunter. Die Wohnungen zur ebenen Erde sind meistens halb unter der Erde. „Besonders betonen auch die Armenärzte das häufige Vorhandensein von Aftermietern, entweder Gesellen oder „was noch häufiger ist, ... ganzen Familien ...", wenn Beigelasse vorhanden sind. „Uebrigens", fügte jedoch einer der Aerzte hinzu „werden die genannten Wohnungen nicht bloß von Tagearbeitern und Gesellen bewohnt, sondern auch von Bürgern, (korrekter: Kleinbürgern), namentlich von Schuhmachern und Schneidern. Ueberhaupt glaube ich, daß der Notstand unter dem Bürgerstande dem der arbeitenden Klasse gleichsteht". Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war also der Kleinwohnungsbau hinter der Bevölkerungszunahme zurückgeblieben. Vielfach versuchte man sich durch Umbau der Stallungen, Scheunen und anderen Baulichkeiten der Besitzungen der „Kräuter" (Ackerwirte) an der Peripherie der Stadt zu helfen. Doch mußten auch hier sehr oft zwei bis drei Familien eine Wohnung miteinander teilen. Immerhin ist dies erst als der Anfang vom großstädtischen Wohnungselend zu bezeichnen. Mietskasernen waren damals noch unbekannt. Auch die Höfe waren noch nicht derart verbaut, wie es später der Fall war. Auch die Kluft zwischen arm und wohlhabend klaffte noch nicht. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Breslau von jeher die dichtbebauteste Großstadt war, ferner, daß überhaupt nur ein kleiner Teil der Industriearbeiterschaft damals ihre Wohnung in der Großstadt hatte. Wie gut waren z. B. die Siedlungsverhältnisse der Bergarbeiter Westdeutschlands! Hue[78] sagt darüber folgendes:„Wichtiger ist, daß nach übereinstimmenden Mitteilungen alter Ruhrknappen der größte Teil der Bergarbeiterfamilien in eigenen „Kotten" wohnte. Das waren in der Regel ein- bis anderthalbstöckige

78) a. a. O., S. 133.

Wohnhäuser nebst Stallung, umgeben von Gemüsegarten und dem „Baumhof" (Obst-, vorwiegend Pflaumbäume, daher der Name „Prumenkötter"). Die Häuser enthielten mehrere heizbare Zimmer oder Kammern. Zum mindesten bestand die kleinste Familienwohnung aus einem Wohnzimmer, einer Schlafstube, dazu Keller und Bodenraum. So beschränkt wohnten verhältnismäßig wenige Familien. Es handelte sich dann gewöhnlich um Ehepaare ohne Kinder, außerdem meist um „Einwohner" soll heißen Mietsleute".

Hue warnt freilich davor, sich die rheinisch-westfälischen Bergarbeiterhäuser allzu komfortabel vorzustellen. Die Häuser waren schlicht, mit sehr kleinen und sehr niedrigen Zimmern. Er fährt fort: „Aber die Behausungen der damaligen „besseren Bürger" waren auch nicht viel besser. Deren Ansprüche auf Wohnungskultur standen ebenfalls noch auf einem tiefen Niveau." Auch der größte Teil der übrigen Arbeiter im Westen wohnte damals zerstreut. Ebenso wie Banfield 1845 findet auch Hue für Oberhausen Sterkrade, daß die Arbeiter der dortigen „Gute Hoffnungshütte" „in den Dörfern der Nachbarschaft" zerstreut wohnten und „fast alle ... ein kleines Haus mit Garten" ihr eigen nannten. Ueber die Siedlungsverhältnisse des Remscheider Bezirkes Anfang der 50iger Jahre unterrichten Viktor Jacobi's „Landwirtschaftliche und nationalökonomische Studien in der niederrheinischen Heimat". Wir lesen da:[79] „Die Bewohnerschaft der ganzen, ungefähr eine Quadratmeile einnehmenden Bürgermeisterei betrug 1832 die Zahl von 9486 Köpfen, ist aber seitdem auf mehr als 1300 gestiegen. Wohnhäuser waren damals in Remscheid 141, in der ganzen Bürgermeisterei 1001, Fabriken und Mühlen 360 und landwirtschaftliche Gebäude 516 ... Abgesehen von der „Stadt" (die bezeichnenderweise die Insassen selbst das „Dorf" nannten) liegen die Wohnhäuser mit ihren sonstigen Bauten in 10 verschiedenen Ortsbezirken zerstreut, in welchen sie teils 12 sog. Dorfschaften von 30 bis gegen 50 oder Weiler von 10 bis 12 Feuerstellen bilden oder auch als vereinzelte Ansiedlungen umherstehen. Letzteres ist namentlich bei den an Wassergefällen angelegten Hämmern und Schleifkotten der Fall." Selbst von den ärmlichen Hütten der Böningharder Besenbinder muß Jacobi[80] berichten: „Die

79) S. 120.
80) a. a. O., S. 101.

für alle bestimmte Stube ist ... stets getüncht, und ich habe den Anstrich nirgendwo mehr verdunkelt gefunden als bei geringen Leuten am Niederrhein überhaupt. Man tritt auch nicht unmittelbar aus dem Freien in die Stube, sondern in einen Vorraum, welcher noch einen aus teils gespaltenem, teils ungespaltenen, meist auch ungeschälten 1½ bis 2 Zoll starken Stangen gebildeten Verschlag enthält, in welchem die Kuh oder Ziege nebst Schwein sich befinden." Die Kosten eines solchen Hauses beliefen sich nach dem Anschlage eines Fachmannes auf 27 Thlr. 6 Sgr. Nicht vereinzelt, sondern geschlossen wohnten die Arbeiter nur in den größeren Städten. Doch auch aus dieser Wohnweise hatte sich damals noch kein allgemeines Wohnungselend herausgebildet. Während in Breslau bei einer Bevölkerung von über 100 000 Einwohnern Ende 1843 nur 4036 „Privatwohnhäuser" (Schneer) vorhanden waren, gab es in Köln Anfang der 50er Jahre bei einer um 10 000 niedrigeren Bevölkerungszahl nicht weniger als 9020 bewohnte Häuser.[81] Von Aachen, wo sich im Westen am frühesten entsetzenerregende Wohnungsverhältnisse zeigten, teilt Thun in der 1879 veröffentlichten Abhandlung „Die linksrheinische Textilindustrie"[82] mit: „Vor etwa 30 Jahren war Aachen noch die alte Stadt wie nach dem Brande von 1656; die Wälle umschlossen Arm wie Reich, und der Unterschied des Vermögens kam noch nicht in der Trennung der fashionablen Welt von dem Proletariate äußerlich zur Geltung. Damals gab es leerstehende (!) Häuser und freie Plätze, (gemeint sind Bauplätze), traurige Zeichen einer großen Vergangenheit, noch genug in der inneren Stadt, und es war ein Ereignis, wenn ein Gebäude neu aufgerichtet wurde." Ende der 40er Jahre machten sich aber schon Anzeichen einer Aenderung bemerkbar. Eine rapide Bevölkerungszunahme hatte eingesetzt.

Auch im Süden Deutschlands herrschten damals recht günstige Wohnungsverhältnisse. Aus den Regierungsbezirken Oberpfalz und Regensburg teilt uns ein Bayer[83] mit: „Die Tagelöhner stehen in der Regel gut und selbst besser als die meisten Gewerbetreibenden, da sie fast (!) alle Grundstücke besitzen, ihre notwendigsten Lebensbedürfnisse daher durch

81) Frh. von Reden, Erwerbs- und Verkehrsstatistik, Bd. II. S. 1036.
82) S. 56.
83) Zeitschrift des Vereins für Deutsche Statistik, 1. Jhrg. S. 487.

eigene Produktion decken können und hierdurch vor Uebervorteilungen gesichert sind." In dem zweiten Jahrgange derselben Zeitschrift ist zu lesen, daß in ganz Bayern auf ein Wohnhaus 6,87 Personen entfielen, wogegen in den östlichen Provinzen Preußens durchschnittlich 9 bis 10 Personen auf ein Haus kamen. Ebenso günstig wie in Bayern stand es mit der Wohndichtigkeit im Großherzogtum Hessen. Hier entfielen 7.1 Personen auf ein Haus. „Ein halbes Häuschen" nennt uns auch ein württembergischer Berichterstatter der Zeitschrift der Deutschen Statistik (Jahrgang 1 S. 1085) für sein übervölkertes Land, das damals bis 8000 Auswanderer jährlich stellte, als normale Familienwohnung geringster Klasse, die in der „Residenz" einen jährlichen Mietszins von 60 bis 70 fl. erforderte. Demgegenüber befand sich im Osten Deutschlands die Arbeiterschaft auf dem Lande häufig in geradezu menschenunwürdigen Wohnungsverhältnissen. Oben wurde bereits von dem verfallenen Zustande der Häuser der Leinenweber gesprochen. In einem Dorfe sah Schneer in vielen (!) ärmlichen Häusern die Feuerungseinrichtung noch „in dem Naturzustande, daß der aus dem Ofen entweichende Rauch, sobald er das sog. Vorgelege verlassen hat, sich seinen beliebigen Weg unter dem Strohdache durch ein in demselben offen gelassenes Loch selbst suchen kann. „Gewöhnlich aber hatte man nach Schnerr vier starke, mit Lehm überklebte Bohlen als Rauchfang in den armen Gegenden des Gebirges. Mehrere Häuser, die er sah, waren dem Einsturze nahe. In einem brach er auf der Treppe zur Schlafkammer unter dem Dache durch. Die Stube hatte zur Hälfte keine Diele." Geschnittene Kartoffeln und Schalen liegen an der Erde wie im Stall." Für dieses Haus mußten an das Dominium jährlich 4 Rthlr. 8 Sgr. Grundzins gezahlt werden, ferner zwei Gr. Haussteuer monatlich; außerdem mußten 6 Handdiensttage geleistet werden! Das Haus eines anderen 72 Jahre alten Leinenwebers war mit nicht weniger als 26 Thlr. Zins- und öffentlichen Abgaben im Jahre belastet. Nicht ganz so schlimm soll nach Schneer die Notlage der Baumwollweber im Eulengebirge gewesen sein. Hier gab es „beinahe überall in den Häusern ordentliche Betten, feste Wohnungen und nicht schlecht bekleidete Menschen. „Ganz andere Bilder aber entrollt der Theologe Heinrich Dürrwald in seiner Flugschrift „Der Baumwollweber am Eulenberge". Und er war der Orts-

kundigere! Nicht anders als in dem nieder- und mittelschlesischen Gebirge lagen die Verhältnisse in Oberschlesien. Hue[84] schreibt über die polnischen Verhältnisse, gestützt auf Berichte der „Schlesischen Zeitung": „Das Volk hauste in Wohnungen, die auch den bescheidensten Kulturansprüchen spotteten." In der Regel mußten 12 bis 13 Personen mit einem Raume vorlieb nehmen, „der zur Not kaum die Hälfte, ja den dritten Teil faßt".[85] Auch in Mitteldeutschland lagen die Dinge sehr im argen. Besonders groß war hier anscheinend das Wohnungselend der Korbflechter im Coburgschen. Em. Sax[86] bezeichnet ihre Behausungen als „elend".

Erfreulicheres kann Hue[87] über die damaligen Wohnverhältnisse der sächsischen Kohlenbergleute berichten. „Nach den Erinnerungen unserer Gewährsleute stand es mit der Ernährung und der Behausung der meisten Bergarbeiterfamilien in den Revieren Dresden, Zwickau, Lugau und Oelsnitz um 1850 besser wie 20 und 30 Jahre später."

Schlechter ging es auch hier wieder in der Hauptsache den Heimarbeitern. Ihr Wohnungselend war eine Folge und zugleich eine Teilerscheinung ihrer allgemeinen Not. Daher war es dort besonders schlimm, wo die Heimarbeit ihre Existenzberechtigung an die Fabrikarbeit abzutreten begann.

Die gesundheitlichen Verhältnisse der Arbeiterschaft waren damals in Breslau nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller von Schneer befragten Aerzte schlechter als die der übrigen Bevölkerung. Einer der Aerzte gab folgende Erklärung dafür: „Da diese Klassen den äußeren Krankheitseinflüssen weit mehr unterworfen sind, so werden sie von allen epidemischen sowohl als sporadischen Krankheiten am ersten befallen. Chronischer Gelenkrheumatismus ist eine häufige Krankheit dieser Klasse, weil dieselben fortwährend Erkältungen ausgesetzt sind. Ferner sog. Schäden bei Männern, Leistenbrüche etc., bei Frauen Gebärmutterleiden, weil sie gewöhnlich einige Tage nach der Entbindung ihren Geschäften nachgehen müssen. Bei Kindern sind es gewöhnlich die Skrofeln in allen Formen, welche fast allgemein verbreitet sind." Von anderer Seite wurde besonders „die in

84) a. a. O., S. 117.
85) Houe, a. a. O., S. 118.
86) Die Korbflechterei in Oberfranken und Coburg, S. 60.
87) a. a. O., S. 128.

allen Nuancierungen erscheinende Bleichsucht bei den jungen Mädchen" betont, „die in Fabriken beschäftigt sind" oder als Nähmädchen oder Schneidermamsells arbeiten müssen. Als Grund dafür wurde angeführt „die angestrengte Arbeit, das Zusammensein vieler Individuen in geschlossenen Räumen während der Entwicklungszeit". Die Hauptschuld gab man jedoch dem bereits beschriebenen Zustand der Wohnungen. Es ist zu berücksichtigen, daß Breslau damals die einzige der preußischen Großstädte war, die einen Sterblichkeitsüberschuß aufwies. Deshalb darf man die hier gemachten Erfahrungen nicht so ohne weiteres verallgemeinern. Wenn man aber daran denkt, daß es in Breslau keine Gewerbe gab, die besondere Gefahren für das Leben der Arbeiter mit sich bringen,[88] ferner daran, daß man das allermeiste des zur Erklärung Herangezogenen auch anderwärts fand, so kann man wohl zu dem Schlusse kommen, daß die Morbidität und Mortalität der Arbeiterschaft größer gewesen ist als die der übrigen Bevölkerung. Man lese, wie uns die Physis des Wiener Arbeiters dieser Zeit von einem „Bewohner Wiens"[89] geschildert wird. Er schreibt: „Im allgemeinen ist der hiesige Arbeiter von mittlerem Schlage, eher schwächlich als kraftvoll, er erreicht ein mittleres Alter und bleibt eher unter demselben, als er es überschreitet. Indessen ist die Arbeiterschaft Wiens von sehr gemischter Nationalität, und der Wiener verschwindet unter den hier Erwerb nehmenden Böhmen, Ungarn, Italienern usw., doch zeichnet er sich meist als geborener Großstädter durch große Schwächlichkeit aus, während der rüstige Slawe nicht nur den Beschwerden seines Handwerks, sondern selbst der Feindseligkeit des hiesigen Klimas mit seinem kräftigeren Körper länger und erfolgreicher widersteht... Abgesehen davon, daß große Städte überhaupt die Körperkraft ihrer Einwohner bedeutend herabsetzen, und ein schwächliches Geschlecht wieder Schwächlinge zeugt, führt einerseits das Streben nach Erwerb die Jugend häufig zu früh einer ihrer unentwickelten Kraft überlegenen Arbeit zu, andererseits macht der Unverstand der Eltern oder der Zufall häufig schlimme Fehlgriffe in derWahl des Handwerks, rücksichtlich seiner Angemessenheit für die körperliche Konstitution. Dazu tun noch das ihrige die unter dieser Klasse so gewöhnliche Unreinlich-

88) Schneer, Über die Zustände der arbeitenden Klassen in Breslau, S. 27.
89) Zeitschr. d. Ver. f. Deutsche Statistik. 2. Jhrg. S. 178.

keit oder wenigstens Vernachlässigung der Körperpflege, die geistige und sittliche Verwahrlosung, das Elend und seine zahlreichen Folgen. Die schlechte Körperbeschaffenheit des hiesigen Arbeiters ist demnach das Resultat aller der Verhältnisse, unter denen er ins Leben tritt und die ihn durchs Leben geleiten." Nach eingehender Erörterung aller dieser Einflüsse auf das körperliche Wohl der männlichen und weiblichen Bevölkerung heißt es dann zusammenfassend: „Man sehe nur diese Jünglinge mit welken Zügen, mattem Blicke, bleichen, hohlen Wangen, diese frühgereiften und schnell verblühten Mädchen, diese entkräfteten, siechen Männer, diese ... dem Grabe zu wankenden Frauen! Skrofeln, Bleichsucht, Tuberkeln und das Heer chronischer Siechtümer halten hier ihr übervölkertes Lager und der Tod findet unablässig seine reichliche Ernte."

In der Stadt wohnte aber damals ein nicht allzu großer Prozentsatz der Arbeiterschaft. Ein sehr großer Teil verrichtete gewerbliche Lohnarbeit in Verbindung mit Feldbau. Aus diesem Zustande erklärt Reuter in seiner Abhandlung „Verhältnisse und Lage der handarbeitenden Volksklassen in den deutschen Gegenden des mittleren Rhein- und unteren Main- und Neckargebietes" (im ersten Jahrgang der Zeitschrift des Ver. für deutsche Statistik) die Tatsache, daß die deutsche Fabrikarbeiterschaft vor dem körperlichen Verfall viel mehr als die englische, französische und belgische beschützt blieb. Nur dort, wo man nur Fabrikarbeit leistete, glaubt er eine physische Schwächung feststellen zu können. Bedeutsam sind vor allem folgende Ausführungen.[90] „Durch den besonderen Umstand, daß in Deutschland ... selbst die Fabrikarbeiter in der Mehrzahl (!) einen kleinen Ackerbesitz haben, sie also Weiber und Kinder nicht ebenfalls zur Fabrikarbeit nötigen, sondern diese mit der Beihilfe jener den Feldbau besorgen, wird die Anzahl der Lohnarbeiter, den größeren Teil der Bevölkerung aller (?) Gegenden ausmachend, auf ziemlich gleichem Stande erhalten, kann ein großer Teil der Arbeiter größeren Gütergenuß sich verschaffen, sich verehelichen und eine neue Familie gründen, die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens genießen und bei wirtschaftlicher Sparsamkeit einen ruhigen Familienstand ernähren." Anschließend daran erwähnt Reuter, daß „die Mehrzahl der Arbeiter die feineren

90) S. 373.

Genüsse vorzieht, ein größeres Wohlleben führt als sog. Halbbauern im landwirtschaftlichen Betriebe und durch elegantere Kleidung sich vor diesen auszeichnet". Diese Verquickung mit dem Feldbau scheint es vielen möglich gemacht zu haben, in späteren Jahren ganz von der Fabrikarbeit zu lassen. Dank des Zuzugs Jugendlicher vom Lande konnte sich auch in den Städten das Durchschnittsalter der Lohnarbeiterschaft nicht erhöhen. Dies betonte auch einer der von Schneer befragten Breslauer Aerzte. „Im allgemeinen bestehen die Tagearbeiter, Fabrikarbeiter und Gesellen in Breslau aus Individuen, die dem Jünglings- und Blütenalter angehören, also zu derjenigen Epoche zu zählen sind, welche die relativ gesündeste ist." Für die gesundheitlichen Verhältnisse der damaligen Arbeiterschaft ist last not least zu berücksichtigen, daß das betriebstechnische Gefahrenmoment in sehr vielen Gewerben bei weitem nicht so groß war wie später. Als Beispiel hierfür ist vor allem der Bergbau heranzuziehen, über den Hue[91] bei der Besprechung der ersten Massenunglücke das Erforderliche sagt. Zufällig nahm man gerade um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Ruhrbergbau die gefahrvolleren Kohlenablagerungen in Angriff. Doch auch ohne diesen Zufall mußte der damalige Uebergang zur Bergbaufreiheit den Untertagebetrieb gefährlicher machen. Nach 1850 erklärten die betriebskundigen Arbeiter bei „fast jeder tödlichen Schlagwetterexplosion, die Bewetterung (Ventilation) der betreffenden Betriebspunkte sei garnicht, nur schwach oder unregelmäßig erfolgt." (Hue). Im Unterschiede zum Bergbau war anderwärts das Größerwerden des Gefahrenmomentes nichts Zufälliges sondern etwas Notwendiges, da es sich aus der immer wachsenden Komplizierung der Technik ergab. Schon das beschleunigtere Tempo der Arbeit wirkte auf eine Vergrößerung des Gefahrenmomentes hin.

3. Kapitel.

Die beiden damaligen Grundtypen.

I.

Wir sahen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, über die L a g e der verschiedenen Kategorien der Industriearbeiterschaft an der Schwelle der Zeit des Hochkapitalismus in allen Details Einheitliches auszusagen. Ebenso, ja noch weit

91) a. a. O., S. 100 ff.

mehr zur Fruchtlosigkeit verurteilt wäre jeder Versuch, ihre Geistesverfassung als etwas Einheitliches darzustellen. Man würde dann etwa darauf verfallen, ihnen (wie es Vierkandt getan hat) eine gewisse „mythologische" Denkweise zuzuschreiben, deren Pendant die moderne „wissenschaftliche" ist. Oder man würde mit Sombart eine „vollendete Irrationalität der Lebensauffassung und Lebensführung" feststellen. Im modernen Kapitalismus[92] schreibt er, daß der Arbeiter bis zum Ende der frühkapitalistischen Periode „noch durchaus im Banne der alten Nahrungs-, Entbehrungs- und Genußideen stand". Bis dahin sei der Arbeiter auch fromm, „genauer kirchlich" gewesen. Ferner stellt Sombart fest, daß der Arbeiter, „soweit er überhaupt über sein eigenes Ich hinausdenkt, sich noch gehoben fühlt durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Berufe".[93] Mehr als blutlose Schemen sind das nicht!

Der Mentalität der damaligen Arbeiterschaft kann man nur näherkommen, wenn man ihrer Gliederung Rechnung trägt. Die Notwendigkeit zu spezialisieren ist wohl von Bernstein zum ersten Male erkannt worden. Er sagt in seiner „Arbeiterbewegung":[94] „Die Lohnarbeiterschaft der kapitalistischen Periode rekrutiert sich in ihrer Masse aus drei ganz verschiedenen Gesellschaftsschichten: Aus ehemaligen Kleinmeistern und Meistersöhnen der vom Großbetrieb eroberten Produktionszweige, aus angelernten Gesellen handwerksmäßiger Berufe und derjenigen Abteilungen der Großindustrie, die noch im wesentlichen handwerksmäßige Arbeitsgeschicklichkeit erfordern, und schließlich aus dem Tagelöhnerproletariat in Stadt und Land. Diese Unterschiede in Ursprung und Abstammung haben deutlich erkennbare Unterschiede in den Lebensgewohnheiten und der Lebensanschauung zur Folge."

Bernstein bleibt jedoch nicht bei dieser Dreiteilung. Er behandelt vielmehr die beiden ersten Gruppen als etwas Einheitliches, unterscheidet also im Grunde genommen nur Arbeiter mit und ohne Handwerksschulung.

Mit diesen beiden Typen kann man sich für das Ende der frühkapitalistischen Periode auch in der Tat zufrieden geben.

92) 2. Aufl. Bd. II. S. 815 f.
93) a. a. O., S. 818.
94) S. 166.

Der handwerksmäßig geschulte Heimarbeiter besaß dasselbe Weltbild, dieselbe Lebensauffassung, wie der handwerksmäßig geschulte Fabrik- und Werkstättenarbeiter. Ebenso hatte das Gros der Ungelernten ein und dieselbe Geistesverfassung, gleichviel wo es zuzugreifen galt: auf dem Baue, in der Grube, in der Hütte, in der Fabrik, in der Werkstatt, auf dem Lagerplatz, am Hafen, in Feld und Wald und anderwärts. Doch wohl gemerkt, nur das Gros! Von diesem unterschieden sich eine Elite und eine Hefe. Die Elite ahmte den handwerksmäßig Geschulten nach. Die Hefe gehörte zum Lumpenproletariat, das bereits Mercier in seinem Tableau de Paris von der pauvreté active et laborieuse trennte.

Fangen wir mit den handwerksmäßig Geschulten an.

Ueber ihre Mentalität und Moralität kann man sehr viel lernen aus dem bereits für die Kennzeichnung der Physis der damaligen Arbeiterschaft benutzten Aufsatze „Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung in Wien", den ein Bewohner Wiens in dem 2. Jahrgang der Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik erscheinen ließ.

Unser Gewährsmann trennt streng voneinander den „psychischen" und den „moralischen" Zustand.

Schon den „psychischen" Standpunkt malt er grau in grau. Das Kind wachse unter den Händen von Eltern heran, „deren Geist ebenso vernachlässigt ist, als es der seinige werden soll". Streng verurteilt er die Unsitte, mit kleinen Kindern sinnlos zu lallen und für sie „recht absichtlich" die Sprache zu verhunzen. So komme in der ersten Lebensperiode kein geistiges Wort an ihr Ohr. In der anschließenden würden sie vollständig vernachlässigt, weil die Eltern an die Arbeit „gewiesen" seien. „Das Kind kommt zur Schule", die sich damit genug sein lasse, dem heranwachsenden Kinde die „Mittel geistiger Mitteilung, Schrift und Sprache", in die Hand zu geben, es aber unterlasse, ihm „eigentlichen Erkenntnisstoff" zu bieten. „Der Knabe ist der Schule entwachsen und lernt sein Handwerk." Jetzt erhalte er einen ebenso spottschlechten Wiederholungsunterricht. „Viele Lehrlinge zahlen ihr Schulgeld, sehen aber die Schule nicht, für die meisten anderen aber ist sie ein Tummelplatz ihrer Ausgelassenheit." So sei es mit der Allgemeinbildung des jungen Handwerkers bestellt. Wie werde er für sein Geschäft herangebildet? „Man wird dies bald ermessen können, wenn man bedenkt, daß der

Lehrling nur ebenso viel von seinem Meister lernen kann, als dieser selbst weiß, und oft nicht einmal dies alles, wenn der Meister eigennützig genug ist, gewisse Handwerksvorteile für sich geheim zu halten, oder wenn er ihn, statt zum Handwerke zu häuslichen Diensten verwendet; mag er als Geselle dann sehen, wie er sich weiter bringt und seine Kenntnisse durch Zufall und eigene Fähigkeit vermehrt." Wenn der Lehrling frei geworden sei, dann fühle der junge Mann zumeist kein Bedürfnis, sich geistig weiter zu bilden. Der Umgang vermittle ihm auch keine Geistesnahrung; „denn seine Gesellschaft sind Menschen seiner Art, ebenso unwissend wie er". Seine Zerstreuungen böten nichts den Geist Befruchtendes; „denn er sucht sie in Schenken, deren Gäste außer dem Spiele oder einem albernen Geschwätz kein Vergnügen kennen: „oder in ebensolchen Kaffeehäusern und, wenn es hoch komme, in schlechten Schauspielen, in flachen und ordinären Lokalpossen. Auch geeignete Lektüre gebe es nicht, teils mangle es dem Arbeiter an Zeit, teils auch fehle die rechte Lust zum Lesen. Oeffentliche Leseanstalten seien ihm nicht zugänglich. So falle er Bücherausleihern in die Hände, „die ihre Kunden mit dem bedienen, was sie suchen, elenden Romanen, albernen Geistergeschichten, schalen Almanachen" und dergleichen. Hinzu kämen nur noch Kalender und religiöse Schriften. Zeitunglesen sei eine Seltenheit (!). Interesse für Politik bestehe in der Arbeiterschaft nicht (!). Belehrende Zeitschriften für ihn seien auch nicht vorhanden. Die „Literatenzeitung" sei für Gelehrte, die „Sonntagsblätter" seien für den Kunstfreund, der „Humorist" für den Geistreichen, die „Theaterzeitung" für den Neuigkeitsplauderer bestimmt. „Wie soll der Arbeiter solche Zeitschriften lesen „und welchen Nutzen könnte er aus ihnen schöpfen?" Daher komme es, daß die geistige Fähigkeit der handarbeitenden Bevölkerung sich im günstigsten Fall auf den gewöhnlichen Hausverstand und eine eben hinreichende Kenntnis ihres Gewerbes erstrecke. „Nur das Alt-her-gebrachte versteht der Arbeiter zu machen; für das Neue fehlt ihm die Auffassung und noch weit mehr die Erfindung." Von verwandten Gewerben, ja selbst von der Theorie des seinigen, habe der Arbeiter in der Regel keine Ahnung. Er arbeite an den Rohstoffen, ohne ihren Ursprung zu kennen. Er liefere die Arbeit ab, ohne viel von ihrer Bestimmung zu wissen. Die Bedeutung seines Standes in der

Gesellschaft, das Wesen und die Stellung der Industrie seien ihm unbekannte Dinge. „Er kommt über seinen Leisten nicht hinaus." Mit seinem allgemeinen Wissen stehe es noch schlechter. „Von der Natur weiß er wenig, Unsinn und Aberglauben haben hier ihren weiten Spielraum." Die öffentlichen Sammlungen seien nur zu Zeiten geöffnet, wo sie der Arbeiter nicht aufsuchen könne. Die vielen, die es nie über die Umgebung der Stadt hinaus gebracht haben, machen sich die abenteuerlichsten Vorstellungen vom Auslande, ja gar von den entferntesten Gebieten des Inlandes. Die Geschichte liege außerhalb des Ideenkreises des Arbeiters. Nur einzelne Namen, verzerrte Gestalten und sagenhafte Begebenheiten existierten in seinem Geiste. Er lebe zwar in der Welt, wisse aber von ihr und ihrem Treiben ebenso wenig wie die „vernunftlosen Geschöpfe". Kenne er aber nicht einmal die Ereignisse, wie solle er da etwas von ihrer Bedeutung, ihren Folgen und Ursachen wissen? „Bei solcher Armut des Geistes wird es wohl niemand einfallen, hier eine Lebensweisheit finden zu wollen." Die Stelle der Philosophie nehme bei ihm die Religion ein, „aber nicht die Religion in ihrer reinen, erhabenen Gestalt, sondern eine Reihe von Dogmen, die er nicht versteht, und von Uebungen, die sein Gemüt unberührt lassen; nur die Sittenlehren derselben, welche dem einfachen Verstande verwandt und zugänglicher sind, gehen in das Eigentum seines Geistes über und bestimmen seine Handlungsweise, solange nicht andere Einflüsse mächtiger sind." Nicht übersehen dürfe man aber den großen Einfluß, den das Gewerbe auf den, der es betreibt, ausübe. Daraus resultierten sehr bedeutende Verschiedenheiten: „Man vergleiche nur z. B. den Metzger und den Schneider usw."

Diesem trüben Bilde des „psychischen Zustandes" reiht unser „Wiener" ein ebenso trostloses des „moralischen Zustandes" an. Wieder folgt er dem Arbeiter zunächst auf seinem Lebenswege. Im Hause seiner Eltern bekomme das Kind wenig Gutes zu Gesicht. „Selbst ohne sittliches Gefühl und nicht ahnend, wie begierig das scheinbar gleichgültige Kind alle Eindrücke auffaßt, verbergen weder die Eltern noch andere Personen des häuslichen Verbandes ihre unsittliche Handlungsweise vor demselben. Es hört ihre rohe, unflätige Sprache, es sieht ihre Ausschweifungen, ihre Völlerei, ihre Raufhändel und so vieles andere; eine wahre Schule des

Lasters, gegen welche selbst die beste Sittenlehre nicht viel auszurichten vermöchte." Dagegen sei auch die Schule ohnmächtig. Zwar bemühe sie sich redlich, die Jugend an Zucht zu gewöhnen, allein die Aufsicht des Lehrers reiche nicht über das Schulhaus hinaus. Man habe die traurige Erfahrung machen müssen, daß die besterzogenen Kinder durch den Schulbesuch verdorben würden; „denn das Laster ist ansteckend und wie leicht verführbar ist ein Kind". Ohne Aufsicht treibe sich die Arbeiterjugend den allergrößten Teil des Tages auf der Gasse herum. Hier lerne sie die „Elemente des Vagabundenlebens" kennen: „Nichtstun, Raufen und schlimme Streiche würden ihr Bedürfnis. Wenn sie in die Lehre komme, dann müßte sie freilich gehorchen und arbeiten. Doch suchten dann viele diesem Zwange zu entrinnen. Sie liefen dem Lehrmeister weg. Bei einem anderen gehe es selten besser. So wüchsen sie zu Taugenichtsen heran, wenn auch ein großer Teil von ihnen mit Mühe noch die Lehrzeit absolviere. Auch die Minderverderbten seien in Gefahr. Ueberall drohe ihnen das schlechte Beispiel des Lehrherrn und seiner Familie oder der Gesellen und übrigen Lehrlinge. Zum Verhängnis werde vielen schließlich noch die volle Freiheit, die auf das Ende der Lehrzeit bei Fabrikarbeit folge. „Insbesondere sind hier die Arbeiter in größeren Werkstätten vielfältigen Anlässen zur Unsittlichkeit ausgesetzt: Das Zusammensein vieler, die Kameradschaft, die frühzeitigen Liebschaften, besonders erweckt und genährt in Fabriken, welche beide Geschlechter beschäftigen, das Entbehren des häuslichen Lebens, wodurch die Unverheirateten an Kost- und Gasthäuser, Bettgeber usw. gewiesen sind, und der gänzliche Mangel eines ihrer Denkweise entsprechenden moralischen Unterrichts sind Momente genug, um ein schwankendes Gemüt vollends zu entsittlichen." Nur wenige brächten es fertig, sich einen „gewissen Grad von Reinheit der Sitten" zu bewahren. In der Regel gingen Mann und Weib verwahrlost die Ehe ein. Daraus erkläre sich die „niedrige Stufe" der Sittlichkeit bei dieser Menschenklasse, worüber unser Kronzeuge im einzelnen folgendes sagt: „Der Fabrikarbeiter, wie er besonders als Zeugmacher, Weber, Bandmacher usw. gefunden wird, kündigt schon in seinem Aeußeren an, daß er mehr als ein bloßer Handwerker sein will, wie er auch mit Geringschätzung auf andere Handwerker herabsieht. Er hat etwas armselig Auf-

geputztes in seiner Kleidung, seine Miene, abgesehen, daß sie der düstere Abdruck schlimmer Leidenschaften ist, verrät eine gemeine Raffiniertheit, die ihm als Bildung gilt; seine Sprache zeigt eine kecke Verachtung gegen alles; ihm ist nichts heilig, nichts ehrwürdig; allem setzt er eine brutale Gleichgültigkeit entgegen." Seine Hauptfehler seien aber Genußsucht und Arbeitsscheu. „Ihnen stehen keine Grundsätze dämmernd entgegen, und wo sie daher keine äußerliche Schranke finden, da breiten sie sich furchtbar verwüstend aus." Sie kannten kein Pflichtbewußtsein, sondern nur „Notwendigkeit und Gewohnheit", kein sittliches Empfinden sondern höchstens Gemeinschaftsbetriebe, kein Gewissen, keine Tugend, sondern Nützlichkeitserwägung. Wie breit habe sich dagegen das Laster gemacht! Welch bedenkliche Erholung suchten diese Menschen! „Haben sie am Samstag ihren Arbeitslohn für die Woche empfangen, so füllen sie am Abend die Schänken, zechen und spielen bis in die späte Nacht; Sonntag wimmeln schon vormittag die Gasthäuser, gewiß sind sie aber am frühen Nachmittag voll, um erst gegen Morgen wieder sich zu schließen . . . Am Montage kommen sie später zur Arbeit und gehen früher weg; haben sie noch Geld, so wiederholen sich die Gelage, und so bringen sie drei Tage der Woche im Schwelgen zu, die übrigen sind sie zur Mäßigkeit genötigt, oder sie machen Schulden." Ein solch wüstes Leben führten aber nicht nur Unverheiratete, sondern vielfach auch Verheiratete mit Weib und Kind. „Braucht es viel Worte, um den Leichtsinn, die Lieblosigkeit, die Genußsucht, die tierische Begierde zu schildern, die in solcher Erholung liegt, oder sollen wir ihre Folgen ausmalen: Den von Rausch und Wachen zerstörten Körper, die lange Not nach kurzer Schlemmerei, das trostlose Weib und die nach Brot schreienden Kinder oder die Untaten des Rausches vom lärmenden Buhlliede, dem tobenden Zankgeschrei bis zur blutigen Schlägerei?"

Der Sittenschilderer sieht davon ab, weil das Dinge seien, die jeder täglich wahrnehmen könne und behandelt nunmehr die Arbeitsscheu. „Man sollte es bei dem allgemeinen und gewiß begründeten Geschrei über Arbeitsmangel wohl nicht glauben, daß die meisten Arbeiter lieber darben, als daß sie die Freistunden zur Arbeit verwenden würden; ja sie versäumen nicht selten einen Teil der Arbeitszeit auf die Gefahr

hin, vom Arbeitgeber entlassen zu werden. Gar häufig hört man die Fabrikherren klagen, daß viele ihrer Arbeiter statt um 6 Uhr morgens erst um 7 Uhr und später kommen: ja an Montagen kommen sie in der Regel erst um 8 Uhr und viele noch später; die Sonn- und Feiertage feiern sie in der Regel sehr gewissenhaft und bei dringlicher Arbeit hat der Herr Mühe, sie zur Sonntagsarbeit zu bewegen. Aber auch in der gewöhnlichen Arbeitszeit ist bei vielen die Verwendung so lau, daß sich der Herr ebenso über die Trägheit seines Arbeiters zu beklagen hat, wie dieser über den zu schlechten Verdienst klagt, den er sich doch selbst verringert." Selbst in Zeiten, wo Hunderte von Gesellen ohne Arbeit sind, sei man noch trotzig und verlasse die Arbeit, wenn die Forderungen nicht bewilligt würden.

Streng wird dann noch die Sinnlichkeit der Arbeiterschaft verurteilt. Durch frühe Gewöhnung werde ihnen der Sinnengenuß zum Bedürfnis. „Das Mittel wird zum Zweck, die Befriedigung wird gesucht, wo und wie sie sich darbietet. Übermaß führten Abstumpfung und diese Unnatürlichkeit herbei. Wer diese leichtsinnigen und frivolen Züge bei Männern und Mädchen, diese freche Geziertheit der letzteren, ihre früh gealterten Mienen, die Rücksichtslosigkeit im Umgange beider gesehen hat, dem kann die tiefe Entsittung nicht entgangen sein, welcher sie anheim gefallen sind; er wird aber auch die traurigen Folgen davon ermessen können." Der Vervollständigung des Charakterbildes dienen noch ein paar weitere markante Striche. Das Verdiente gebe der Arbeiter immer aus. „Sparsamkeit, diese schöne Tugend der Haushaltung, kennt er nicht." Auch in dieser Klasse seien die Frauen putzsüchtig, und auch hier förderten die Männer diese Schwäche.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß dieser Beobachter sich eines ganz falschen Maßstabes bedient und zu Übertreibungen neigt. Deshalb müssen wir die Beobachtungen noch von allem Ressentiment befreien, um sie für unsere Zwecke verwertbar zu machen.

Wir wollen zu diesem Zwecke die ganze Charakteristik noch einmal durchgehen. Der Wiener Beobachter klagt darüber, daß kein „geistiges Wort" an das Ohr des kleinen Kindes gelange. Eine Begründung für diese Klage ist aber unauffindbar, so lange wie der handwerksmäßig geschulte

Arbeiter noch kein Intellektueller ist und zu sein braucht. Es ist im Gegenteil viel natürlicher, wenn das Kind in seine spätere Lebensauffassung h i n e i n w ä c h s t, statt daß es dazu abgerichtet wird. Durch geistige Worte würde ihm früh seine Unbefangenheit genommen, seine Naivität, seine Kindlichkeit. Müller-Freienfels[95] äußert sich hierüber, wie folgt: „Wenn ich feste Begriffe übernehme und damit arbeite, so unterliegt die Seele zugleich auch dem Zwang, nach diesen schematischen Begriffen zu denken. So erdrückt das Erlernen der Sprache bereits ein gut Teil unbefangenen Auffassens und Denkens: Der Mensch lernt durch die allgemeinen Begriffsschemata hindurch wie durch gefärbte Brillengläser sehen, die das unbefangene Auffassen trüben, ihm allerdings praktische Vorteile verleihen."

Ferner klagt der Wiener über die Mängel der geistigen Ausbildung durch die Volksschule. Und doch dürfte sie für das Gros der damaligen Volksschuljugend ausreichend gewesen sein. Die Volksschule muß dem jeweiligen Volkstypus entsprechen. Für die Bauern stellte diese Forderung A. L'Houet[96]: „Wir Kulturmenschen wissen ganz genau, was wir an unseren Schulen haben, an unseren niederen und an unseren hohen Schulen! Wir wissen ganz genau, daß alles und jedes, was wir auf ihnen lernen, uns einmal noch wird zum Segen werden, daß wir ungestraft nicht einen Brocken und einen Brosamen davon zur Erde fallen lassen dürfen! Es wird unter uns keinem vernünftigen Vater einfallen, ohne dringenden Grund den Sohn vom Unterricht fern zu halten aus Respekt vor der Institution und aus Sorge für das Wohl des Sohnes! Aber dasselbe trifft nicht zu beim Bauer! Für dessen wirkliche gesunde Entwicklung ist die moderne Volksschule weit weniger (!) geeignet als die zu Großvaters Zeiten. Er empfindet ganz genau, was sie gibt, dient zum größten Teil nur denjenigen dritten oder vierten Söhnen in seinem Hause, denjenigen von seinen Töchtern, die einst abgestoßen werden und in die Stadt gehen. I n d e r B a u e r n s c h u l e i s t n i c h t d a s B a u e r n t u m d i e H a u p t s a c h e." L'Houet übersieht hierbei freilich, daß auch das Bauerntum von ehedem, das ihm das einzig wahre

95) Persönlichkeit und Weltanschauung, 1. Aufl. S. 76.
96) Psychologie des Bauerntums, S. 58.

und echte ist, von unserer Zeit überholt ist. Der Ackerbau von heute verlangt andere geistige Qualitäten als der von früher.

Drittens klagt unser Berichterstatter über den Mißbrauch des gewerblichen Fortschulunterrichts. Die zumeist ganz harmlosen dummen Jungenstreiche dürfte man heute ganz allgemein nur belächeln. Außerdem sprechen sie wohl mehr für als gegen die geistige Aufgewecktheit der Jugend. Man muß in ihnen eine Äußerung der „spielenden Energie" im Sinne Vierkandts sehen.

Das richtige Augenmaß fehlt dem „Bewohner Wiens" ganz besonders bei seiner Einschätzung des Bildungswerts der Handwerkslehre. In der „Denkschrift des Zentralvereins zur Reorganisierung des Handwerkerstandes in Breslau als Entwurf der Generalversammlung der Handwerksgenossen Schlesiens am 19. Juni 1848 zur Prüfung und Beratung vorgelegt vom provisorischen Komitee des Vereins"[97] wird das Handwerk mit Recht bezeichnet als „Ausdruck einer zum Lebensberuf (!) ausgeprägten bestimmten Tätigkeit des Individuums, die sich sozusagen so weit ausdehnt, als die Kraft der einzelnen Hand zu herrschen und zu schaffen (!) vermag." In seinem Handwerk konnte sich der Handwerker, nicht nur der selbständige, sondern jeder ausleben. Jeder Handwerksbetrieb bildete eine Lebensgemeinschaft. Darüber sagt Sombart[98]: „Das Verhältnis des Leiters handwerksmäßiger Produktion des „Meisters" zu seinen Hilfspersonen — den Gesellen, Knechten, Knappen, Knaben, Dienern, Helfern, Gehilfen und wie die Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, sowie den Lehrlingen — und dieser zu ihm, wird man nur dann richtig verstehen, wenn man sich den familienhaften Charakter vergegenwärtigt, den alles Handwerk ursprünglich trägt: Die Familiengemeinschaft ist der älteste Träger dieser Wirtschaftsform, und sie bleibt es auch dann noch, wenn schon fremde Personen zur Mitwirkung herangezogen werden. Geselle und Lehrling treten in den Familienverband ein mit ihrer ganzen Persönlichkeit und werden von ihm umschlossen zunächst in der ganzen Betätigung ihres Daseins. Die Familie samt Gesellen und Lehrlingen ist Produktions- und Haushaltungseinheit. Alle

97) S. 3.
98) Der moderne Kapitalismus. 2. Aufl. Bd. I. S. 196 f.

ihre Glieder sind Schutzangehörige des Meisters; sie bilden mit ihnen ein organisches Ganze, ebenso wie es die Kinder mit den Eltern tun. Wie nun aber gar nie die Vorstellung aufkommen kann, daß die Eltern der Kinder oder die Kinder der Eltern wegen da seien, ebenso wie es töricht wäre, zu denken, daß das Herz um des Kopfes oder dieser um jenes willen da sei, so folgt auch für das Verhältnis von Meister zu Gesellen und Lehrlingen, das keiner der Mitwirkenden als um des ersteren willen wirkend gedacht werden darf, sondern daß sämtliche Personengruppen, also auch die Hilfspersonen — Geselle und Lehrling — als Selbstzweck erscheinen, oder, was dasselbe ist, als Organ im Dienste eines gemeinsamen Ganzen." Hiernach hätte der Bewohner Wiens höchstens feststellen können, daß in diesem idealen Verhältnis bereits eine merkliche Lockerung eingetreten sei, ja daß es stellenweise schon ganz verschwunden sei. Keineswegs aber durfte er soweit gehen, dem Lehrverhältnis als solchem jeden Bildungswert abzusprechen. Bildung ist doch nicht bloß eine Summation einzelner Fertigkeiten und einzelner Kenntnisse. Gegen eine derartige Auffassung wendet sich auch Vierkandt[99], in dem er sie als etwas substantiell völlig anders erklärt. „Auf praktischem Gebiet äußert sich die Bildung negativ in der Beherrschung der unwillkürlichen Willensakte und elementaren Triebe, in der Herausbildung von Hemmungsvorgängen ihnen gegenüber: positiv in der Fähigkeit, nach höheren Normen zu handeln und zwar sowohl in individueller wie in sozialer Hinsicht. In individueller Hinsicht handelt es sich um die Herausbildung allgemeiner Prinzipien und individueller sittlicher Grundsätze. In sozialer Hinsicht aber handelt es sich um die Aneignung jenes . . . Selbstbewußtseins der Kulturvölker, vermöge dessen der Kern der Welt in dem geistigen Elemente und die Aufgabe des menschlichen Lebens in der Herausbildung geistiger Werte erblickt wird."

Der Bewohner Wiens konnte, da er dies alles außer acht ließ, auch den Umgang nicht recht bewerten, den der ausgelernte „Gewerksgenosse" mit seinesgleichen pflog. In ihm fand er Halt. Er entsprach seiner natürlichen Geistesrichtung.

99) Naturvölker und Kulturvölker, S. 341.

Daß der sich als Gewerksgenosse noch immer fühlende handwerksmäßig geschulte Fabrik- und Heimarbeiter in Wahrheit schon längst nicht mehr Gewerksgenosse war, ist eine andere Sache. Insofern fehlte ihm die seiner Betätigung adäquate Bildung, nicht aber die Bildung schlechthin, nicht einmal die seiner Psyche annähernd adäquate.

Durch die Zusammenfassung der handwerksmäßig Geschulten mit der übrigen Arbeiterschaft kam der Bewohner Wiens auch bezüglich des modernen Allgemeinwissens zu einem viel zu ungünstigen Ergebnis für die Erstgenannten. Dennoch hatte auch für sie in einem gewissen Maße noch das Geltung, was L'Houet[100] ausspricht: „Wir Leute der Kultur mögen uns ja alles dessen, was wir können, rühmen. Wir haben alle die modernen Wissenschaften aufgebracht und mögen stolz auf sie sein. Aber wir sind nicht stolz, sondern eingebildet auf sie, wenn wir in unserer Erfinder- und Entdeckerfreude verlangen, daß sie auch für jeden anderen passen sollen." Er weist dann darauf hin, wie wenig der Traditionsbauer mit Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, Freihandzeichnen, deutscher Grammatik usw. anfangen könne. Dies alles seien nur Fremdwörter in seiner „musterhaft soliden Vorbildung". Und eine ebenso musterhafte solide, „gediegene" Vorbildung hatte der Gewerksgenosse, falls er eben noch wirklicher Gewerksgenosse war.

Nicht nur mit der Bildung, sondern auch mit der Gesittung der handwerksmäßig Geschulten war es erheblich besser bestellt, als der Bewohner Wiens meint. Die von Schneer zu Rate gezogenen Seelsorger Breslaus denken darüber wesentlich anders. Von den Protestanten sprach sich besonders anerkennend Pastor Letzner aus: „Es sind zwei Klassen zu unterscheiden, die eine umfaßt die ordentlichen und arbeitsamen Gewissenhaften, die andere die sittlich Gesunkenen (richtiger wohl Verwahrlosten) oder, was damit Hand in Hand geht, die Arbeitsscheuen, die Lüderlichen. Die ersteren ernähren sich durch ihrer Hände Arbeit ehrlich und redlich, wenn auch mühsam und kümmerlich; die anderen suchen, eben weil sie ein müssiges, herumschweifendes Leben einer geregelten und anstrengenden Tätigkeit vorziehen,

100) a. a. O., S. 56 f.

sich auf unrechtmäßige Weise das zu verschaffen, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Gelüste erforderlich ist. Nur in dem letzten Teile ist eigentlich Unsittlichkeit, Roheit und Lasterhaftigkeit vorherrschend, jedoch auch hier mehr eine Folge der Gewohnheit und Abstumpfung als der Böswilligkeit und der bewußten Absichtlichkeit." Eben so lobend spricht sich ein Katholik, Pfarrer Lichthorn, aus. Freilich bezieht sich sein Lob nur auf Schlesien: „Im ganzen herrscht Fleiß und Betriebsamkeit unter den armen Klassen in Schlesien mehr wie in jedem anderen Lande." Das günstigste Urteil fällte der protestantische Senior Krause: „Der in der Schule gesittete Knabe nimmt, wenn er in die Lehre kommt, leicht ein knotiges Wesen an, da (richtiger wohl wofern) er kein anderes sieht."

Was der Bewohner Wiens als Arbeitsscheu bezeichnet, ist nichts anderes als Arbeitsbummelei. Auch in der Arbeit dieser Leute zeigt sich die spielende Energie. Der frühkapitalistische Arbeiter empfindet die Arbeit noch nicht als Mittel zum Zweck, sondern immer noch als Selbstzweck. Sie ist ihm ungezwungene Betätigung des Ich. Treffend charakterisiert auch diese Art des Arbeitens Sombart[101]: „Kommt auch nicht jedes Paar Schuhe zustande, wie es der Sachs in der Johannisnacht zusammenschlägt: — „Mit dem Hammer auf dem Leisten halt' ich Gericht" —, Einflüsse mannigfachster Art werden sich immer bemerkbar machen: „Jeder Ärger über das Kind, jeder Zank mit der Frau", die tausenderlei Fährnisse des häuslichen Lebens gehen nicht spurlos an dem Werk des Handwerkers vorüber." Dasselbe finden wir bei L'Houet[102] in einer drastischen Schilderung: „In der Haide wohnt ein Schneider. Jemand wünscht eine neue Hose bei ihm zu bestellen. Also er packt das Zeug von dem häuslichen Webstuhl zusammen und geht hin. Der Schneider legt seine Arbeit beiseite, die Frau holt von dem Heidelbeerwein, den sie alljährlich für solche Fälle bereitet. Und so sitzen sie eine Stunde über Wetter, Korn und Ferken. Dann kommt die Hose."

Einen ebensolchen Fehlgriff tat der Bewohner Wiens, wenn er von Genuß s u c h t sprach. Genußsucht war dem handwerksmäßig geschulten Fabrikarbeiter fremd. Er suchte

101) Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl. Bd. I. S. 194.
102) a. a. O., S. 81.

nicht nach immer neuen, reizstärkeren Genüssen, sondern freute sich im Gegenteil recht unüberlegt seines Lebens, so gut er konnte. Er hatte also nur Freude am Genuß, Freude am Genießen, freilich oft ohne jedes Maßhalten. Das war jedoch nicht nur in Wien anzutreffen, auch anderwärts wurde das Völkchen leichtlebiger und leichtsinniger. Und auch nicht nur die Arbeiter sondern mehr noch andere Volksschichten. In dem zweiten Jahrgang der Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik schreibt ein Württemberger über Württemberg[103]: „Wenn vor 30 bis 40 Jahren der Bauer und Handwerker noch ganz einfach lebte, mit Suppe und Mehlspeisen vorlieb nahm und wöchentlich ein paar Mal seinen Krug Bier trank, sich ebenso einfach kleidete, sein Weib ganz mit ihm harmonierte und seine Kinder kein anderes Vorbild als das seiner Eltern hatten, so ist das jetzt ganz anders." Der Mann auf dem Lande wolle in Wohnung, Kleidung, Möbeln, in seiner ganzen Lebensart dem Städter gleichkommen. Dem Bauer sei das Dank guter Ernten und hoher Getreidepreise möglich, und der Handwerker wolle nicht zurückstehen. Er kleide sich jetzt nach der neuesten Mode, in feines Tuch und niedliches Zeug. Morgens pflege er Kaffee zu trinken, während seine Gesellen ihre Suppe löffelten; mittags liebe er mehrmals wöchentlich ein gutes Stück Fleisch oder einen Braten auf seinem Tische, abends geräucherte Wurst und dergl.; seine Gesellen könnten mit Mehlspeisen oder Kartoffeln satt werden. Tags über nehme er ab und zu einen Trunk guten Braubiers, wovon er großmütig seinen Gesellen zu kosten gebe; während man ihn früher nur Sonntags in der Schenke sah, suchte er sie jetzt auch mehrmals in der Woche auf. Ja es komme oft vor, daß er sich da einen Schoppen Wein zu 12 oder 15 Kreuzer geben lasse. Ebenso wie der Mann habe sich auch das Weib verändert. „Die Frau Meisterin köchelt und lebt besser als ihre Mutter; morgens, mittags, oft auch des Abends, trinkt sie ihren stark versüßten Kaffee, ißt dazu feines Backwerk, kleine Törtchen vom Konditor u. a. süße Sachen; den Mann will sie den Braten nicht allein essen, das Braubier nicht allein trinken lassen: Ihre bisherige altmodische oder bäurische Kleidung wird beseitigt, verkauft oder verschenkt,

103) S. 47.

eine andere von Zitz oder feinem Tuch nach der neueren Mode gibt ihr ein schöneres Ansehen, ob diese aber so dauerhaft sei, wie die alte Kleidung, dies kommt nicht in Betracht, und wenn ein Häubchen 4 bis 5 fl. kostet, ein großes Halstuch, ein Paar Saffianschuhe und dergl. sehr teuer sind, und ihre eigene Barschaft verschlingen würden, so kümmert sie das nicht, sie verweist die Leute mit der Bezahlung an ihren Mann." Am „schärfsten" habe sich aber die Aenderung in der Lebensweise unter den arbeitenden Klassen in Stuttgart und anderen größeren Städten gezeigt. „Wenn der Handwerker und sonstige Arbeiter bei seiner Verheiratung auch noch so wenige Mittel hat, so kauft er Sofa und Sessel, Armoir und Standuhr und manches andere unnütze Möbel, an. Er und seine Frau schaffen sich goldene Uhren, Ketten und Ringe, auch die modernsten Kleider an. Der Mann besucht schon vermittags, alle Abende aber umso gewisser das Wirtshaus, man geht gemeinschaftlich in das Theater, macht Spazierfahrten mit Wagen und den so verlockenden Eisenbahnen usw. usw."

Dieses Leben über die Verhältnisse wurde damals aber nicht bloß beklagt, sondern auch zu unterdrücken versucht. Für die unteren Volksschichten erhoffte Freiherr von Holzschuher am meisten von einer Aenderung und Abschaffung derjenigen „Institutionen, die der Sittlichkeit nachträglich sind". Er tadelt es, daß die bayerische Regierung „in Abschaffung und Minderung der vielen Feiertage" nicht mehr die gleiche „außerordentliche Tätigkeit" zeige wie in den Jahren 1800 bis 1817. „Gegenwärtig haben wir wieder eine gute Portion Feiertage mehr als sonst, nämlich außer den 52 Sonntagen noch ohngefähr 20 bis 25 Wochentage, wozu an einzelnen Orten noch besondere Festtage kommen, dies macht also im ganzen auf jede Woche durchschnittlich 1½ Tage." Jeder Feiertag verleite den „gemeinen Mann", der in der Regel geistige Beschäftigung zu wenig kenne, um den Feiertag auf eine edle und würdige Weise zu verleben, sondern ihn vielmehr (in unserem unglücklichen Deutschland mehr als irgendwo anders) zum größten Teil im Wirtshaus zubringe, was ihn soviel koste wie ein gewöhnlicher Unterhalt für zwei bis drei Werktage, „zu unverhältnismäßigen Ausgaben ..., die er nur schwer oder garnicht mehr hereinzubringen imstande ist, also im letzteren Falle selbst darben

muß oder auch seine Familie darben läßt und allmählich ganz der Demoralisation verfällt". Holzschuher schließt sich infolgedessen auch gern der Abelschen Verordnung vom 3. September 1843 an, „die von dem an und für sich richtigen Grundgedanken ausging, daß der Wirtshausbesuch notwendig beschränkt werden müsse, und nach der Einteilung in Städte und Landgemeinden mehrere Gradationen der Polizeistunde zwischen 9 und 11 Uhr nachts gemacht ... hat". Diese Verordnung hatte nach seinen Mitteilungen „einen wahren Sturm gegen das Ministerium Abel hervorgebracht, wie er nicht hätte ärger sein können, wenn die Verfassung selbst umgestoßen worden wäre". Er befürwortet auch eine Fortsetzung der Bemühungen, „alle Kirchweihen auf dem Lande auf einen und denselben Sonntag zu verlegen". Die Lehrlinge und Gesellen wollte er durch sonntäglichen Fortbildungsunterricht an zu reichlichem Wirtschaftsbesuch hindern. Er schlug auch die Gründung musikalischer Vereine vor, „denn die Musik hat entschieden den meisten Einfluß auf das Gemüt auch der Ungebildeten". „Es ließe sich ferner der Versuch machen, ob nicht durch Errichtung von Turnplätzen, überhaupt durch Einführung körperlicher Uebungen, durch Erweckung eines gewissen Korporationsgeistes den genannten Ständen ein besserer Zeitvertreib geschaffen werden könnte. „Er gab auch die Anregung zur Förderung von Liebhabertheatern und dergl. Holzschuher dürfte jedoch damit schwerlich die Wurzel des Uebels getroffen haben. Der Leichtsinn von damals war ein Symptom einer beginnenden Einkommensumschichtung der Bevölkerung. Bei der Arbeiterschaft kam noch hinzu, daß auch das werktätige Leben angefangen hatte, unnatürlich, inhaltsarm und sinnlos zu werden. Begann doch ihre Arbeit immer mehr, Mittel zum Zweck für andere, aber auch für sie selbst zu werden. Der Leichtsinn dieser Zeit stellt sich also dar als ein Symptom der „Lösung" (Klages), des unaufhaltsamen Verfalls der alten Ordnung. Kaum mehr als Holzschuher war der Bewohner Wiens imstande, das zu erkennen.

Ohne jedes Verständnis steht er auch dem Liebesleben des Proletariats gegenüber. Er stand darin aber nicht allein. Von den vielen Pastoren und Pfarrern, an die Schneer darü-

104) Die Grenzen der Geschichtsmoral, S. 28.

ber Fragen stellte, kannte auch nicht ein einziger den wahren Sachverhalt. Selbst der am wenigsten Prüde nahm Anstoß daran, daß „Ehen meist die Folge von vorangegangener Schwängerung" sein müßten, und billigte nur, daß „die geschwängerten Frauenzimmer, wenn sie nicht ganz versunken sind, darauf halten, daß der Schwängerer durch die Ehe ihnen ihre Ehre wiedergibt". „Den typisch vorehelichen Geschlechtsverkehr hatte also auch er nicht durchschaut. Des Rätsels Lösung sei mit den Worten Robert Michels[104] gegeben. „Die Sitte — „Moral" — der oberen Klassen erheischt gebieterisch die körperliche Reinheit auch von der Braut, selbst ihrem Bräutigam gegenüber, bis zur Ehe. Jeglicher Geschlechtsverkehr ist streng untersagt. Erfolgt er dennoch, so gilt die Braut als „entehrt". Daran wird sogar dann nichts geändert, wenn sie, selbst vor dem Erscheinen des Kindchens als des corpus delicti, vom Bräutigam-Vater offiziellstens geheiratet wird, wogegen dieselbe Moral verlangt, daß sich die jungen Leute an einem genau festgelegten und öffentlich gefeierten Tage ohne jegliche, auf dem Gebiete des Liebeslebens doch sittlich so notwendige Uebergänge, also mit anderen Worten ziemlich brutal miteinander geschlechtlich verbinden. So der Sittencodex der internationalen Bourgeoisie Europas. Ganz anders hat sich die Brautstandsmoral im internationalen Proletariat gestaltet. Hier gilt es durchgängig für nicht unsittlich, wenn die Verlobten bereits vor dem standesamtlichen Eheschluß als Mann und Frau zusammenleben. Selbst, daß sie als solche Nachkommenschaft erhalten, wird in den meisten Fällen nicht als tadelnswert erachtet. Im Proletariat besteht die Brautstandsmoral lediglich in dem einen Postulat, daß sich die geschlechtlich lebenden Brautleute schließlich, d. h. sobald sie eine genügende materielle Basis dazu gefunden haben, auch einmal ehelichen."

Nach Beseitigung der Retouchen des Bewohners Wiens erhalten wir etwa folgendes Bild des damaligen großstädtischen handwerksmäßig geschulten Arbeiters: Er fühlt sich noch ganz als Gewerksgenosse und ist es seiner Mentalität nach auch noch ganz. Seine Ausbildung machte ihn dazu. Hatten doch die allermeisten damals noch ihr ganzes Handwerk erlernt, auch die Lehrlinge in der Fabrik. Die Lehrgesellen brauchten damals noch nicht das letzte aus den

Jungen herauszupressen, und sie hatten noch recht vielseitige Arbeit. Damit kommen wir auf das zweite, was die handwerksmäßig geschulten Fabrikarbeiter glauben machte, sie seien Gewerksgenossen: Die Verwandtschaft ihrer Betätigung mit jener der wirklichen Gewerksgenossen. Die Arbeit in den Fabriken und Manufakturen unterschied sich nur wenig von der in den Werkstätten, sowohl was die Technik als auch was die Alluren der Arbeiter anbelangt. Die Arbeiter hatten eine gewisse Bewegungsfreiheit infolge eines dritten Umstandes: der Leitung der Fabriken und Manufakturen durch ihresgleichen, die Werkmeister. Die handwerksmäßig geschulten Fabrikarbeiter standen zum Werkmeister in demselben Verhältnis wie die Gesellen zum Meister im Handwerksbetrieb. Sie achteten sich gegenseitig als Gewerksgenossen, wobei es leicht vorkam, daß der Untergebene dem Vorgesetzten gegenüber seine eigene Ansicht äußerte, ohne daß es ihm übel genommen wurde, wenn er nur die Autorität des Urteils besaß. L'Houet[105] ist sehr im Irrtum mit seiner Ansicht, daß so etwas nur auf dem Bauernhofe vorgekommen sei. Er sagt darüber: „In einem von unseren Häusern befiehlt, wer der Maßgebende ist im Hause ... Das Lied neigt sehr dazu, e i n e n Autor zu haben. Entschieden anders aber im Bauernhause ... Ein alter Knecht leitet den Hof zusammen mit dem jungen Besitzer, daß man ernstlich fragen möchte, wer da der Herr sei! Alle reden ihm herein, und doch wird man dergleichen gemäß der Eigenart der Personen nie als so etwas wie Unbotmäßigkeit empfinden. Der häusliche Betrieb gedeiht vielmehr dabei." So war es auch im Handwerksbetriebe und deshalb auch im frühkapitalistischen Betriebe. Leider hat Sombart da, wo er sich über die Stellung der Werkmeister äußert, nichts dergleichen gesagt: „Die Leiter der älteren Großbetriebe übertrugen dem Werkmeister fast alle Obliegenheiten der Fabrikationsleitung und Verwaltung. Er hatte sich um die Herbeischaffung der Rohmaterialien zu kümmern, hatte das Magazin zu verwalten, die Fabrikation zu leiten, die Akkordpreise festzusetzen, auf Verbesserung von Arbeitsmethoden und Werkzeugen zu sinnen und oft sogar die Betriebsbuchführung mit zu übernehmen." Für die damaligen Zustände

105) a. a. O., S. 41.
106) Mod. Kap., 2. Aufl. Bd. II. S. 836.

ist so recht bezeichnend, daß Hilfskräfte gelegentlich nicht vom Unternehmer, sondern von den handwerksmäßig geschulten Arbeitern bezahlt wurden. Schneer[107] erzählt, daß die Drucker in den Kattunfabriken die Streichkinder besoldeten. Zum Teil benutzten auch die handwerksmäßig Geschulten zur Arbeit ihre eigenen Werkzeuge. Auch hierüber berichtet Schneer[108] aus den Kattunfabriken folgendes: „Die Formstecher haben ihr eigen Werkzeug, dessen Wert dreißig bis fünfzig Thlr. beträgt." Bei solch einer sozialen Stellung und psychischen Einstellung mußten auch etwaige Arbeitskonflikte sich ebenso abspielen wie im Handwerk. Anschaulich schreibt Bernstein[109] darüber: „Im allgemeinen verliefen die Lohnbewegungen der Handwerker und handwerksmäßig angelernten Fabrikarbeiter ohne nennenswerte Kampferscheinungen. Man feierte ein paar Tage, zog mit klingendem Spiel und Fahnen unter denen die schwarz-rot-goldene Fahne nicht fehlen durfte, durch die Straßen, und dann kam es auf irgendeine Weise zu einem Friedensschluß mit den Prinzipalen, der wieder durch einen Umzug mit Fahnen, feierliche Danksagungen an die Meister und dergl. (!) gefeiert wurde." Auf der schon öfters erwähnten Volksversammlung vor dem Schönhauser Tor äußerte dementsprechend ein Buchdrucker sich wie folgt: „Wir können den Meister nicht zwingen, höheren Lohn zu geben; denn er müßte dann selbst mehr nehmen, die Waren würden teurer und nicht mehr gekauft werden. Wir würden den Meister ruinieren, das wollen wir nicht! „Als darüber Unruhe entstand, sagte er weiter: „Ich bin Arbeiter wie Sie und will ebenso das Wahre und Rechte. Ich bin auch für eine Erhöhung des Lohnes, aber sie darf nur auf freundschaftlichem Wege zustande kommen, durch gütliche Uebereinkunft mit dem Meister; denn nicht dieser, sondern die Konkurrenz bestimmt den Preis der Dinge." In diesem Sinne gestaltete sich auch der Streik der Berliner Buchdruckergehilfen im August 1848. Die Buchdruckergehilfen erließen in der Arbeiterzeitung „Das Volk" und im „Gutenberg" einen Aufruf, in dem u. a. zu lesen stand: „Wir wollen die Industrie nicht zerstören durch unmögliche Forderungen; denn wir wollen arbeiten; aber l e b e n wollen wir

107) a. a. O., S. 24.
108) a. a. O., S. 24.
109) Gesch. d. Berl. Arbeiterbewegung, Bd. I. S. 22.

durch die Arbeit, nicht allein dasein für andere, sondern leben, l e b e n f ü r u n s m i t w i e f ü r a l l e." Als Gewerksgenossen hatten die handwerksmäßig geschulten Arbeiter kleinbürgerlichen Geist. Daher waren sie im Süden Deutschlands, aber auch im Westen klerikal. Wo dagegen das Kleinbürgertum dem demokratischen Radikalismus zuneigte, wie vor allem in Berlin, da taten auch sie es. Hier zeigt sich bereits eine große „Bildungsfreudigkeit" unter den handwerksmäßig Geschulten. Ueber diese beginnende Intellektualisierung schreibt Bernstein:[110] „Im Handwerkerverein, den der Berliner Stadtsyndikus Hedemann 1844 ins Leben gerufen hatte, und dessen Lokal in der Johannisstraße lag, also namentlich, von den im Norden wohnenden Maschinenbauern sehr leicht erreicht werden konnte, fanden sich radikale Gelehrte, Künstler, Schriftsteller mit bildungsfreudigen Handwerkern und Arbeitern zusammen. Kein Wunder, daß die revolutionären Zeitströmungen, wenn nicht offiziell, so doch inoffiziell, im Kreise der Mitglieder selbst lebhaft erörtert wurden. „Der Handwerkerverein", schreibt Stefan Born in seinen Erinnerungen „war eine Bildungsstätte für heranwachsende Revolutionäre nicht bloß des Arbeiterstandes, sondern aller Berliner Gesellschaftskreise". Den größten Einfluß hatte in diesem Verein der Buchdruckereibesitzer Behrends, ein ehem. Theologe, der wegen einer radikalen Abhandlung über die Bergpredigt gemaßregelt worden war. Born, der eine so große Rolle in der Berliner Arbeiterbewegung von 1848 spielen sollte (er war auch der Herausgeber der bereits erwähnten Arbeiterzeitung „Das Volk"), stammte aus einer bürgerlichen Familie (!), war aber infolge mangelnder Mittel der Eltern genötigt, sich selbst seinen Weg zu machen. Er hatte die Schriftsetzerei erlernt und nebenbei unter Anleitung eines älteren Bruders, der studierte, allerhand Vorlesungen an der Universität gehört und sich eine gewisse Belesenheit angeeignet. „Born hatte sich übrigens auch 1846 in Paris aufgehalten, um die sozialistischen Ideen und Bestrebungen kennen zu lernen. Dazu hatte ihn ein fanatischer Anhänger Weitlings, der viel gereiste Schneidergeselle Christian Friedrich Mentel, gebracht. Dieser Mentel wurde wegen seiner erfolgreichen Agitation 1847

110) a. a. O., S. 2.

in Berlin in einen der ersten deutschen „Kommunistenprozesse" verurteilt. Dem Sozialismus schenkten jedoch erst nur verschwindend wenige aus dem Häufchen der Arbeiterintellektuellen ihre Sympathien. Infolgedessen kam es auf dem allgemeinen Arbeiterkongreß, der im August 1848 in Berlin unter dem Vorsitz des Breslauer Professors Nees von Esenbeck tagte, neben einsichtigen auch mehr oder weniger zu phantastisch-solidarischen, aber nicht spezifisch sozialistischen Beschlüssen. Diesen Kongreß hatte einberufen das Berliner Zentralkomitee zur Formulierung spezifischer Arbeiterforderungen, die, wie ein Aufruf sagte, „auf allen bisher abgehaltenen mehr oder weniger lokalen Arbeiter-, Handwerker- und demokratischen Kongressen entweder nur flüchtige oder gar keine Erledigung gefunden hatten."

Die Phraseologie des Aufrufes verrät, daß die Drahtzieher des Berliner Zentralkomitees für Arbeiter (aus Büchern) bereits so etwas wie Kapitalshörigkeit der Arbeiterschaft kennen gelernt hatten. Da steht z. B.: „Die vom Arbeiterparlament festzustellenden Punkte sollen eine soziale Volks-Charte Deutschlands bilden, welche alle die Millionen, die bisher von einer kleinen Zahl ausgebeutet (!) und in der Unterdrückung erhalten wurden, in fester Verbrüderung und mit aller Energie als das Gesetz des Landes zu erstreben haben." Allenthalben lugte aber durch die Lücken des jungen (Buch)-Wissens die verdrängte, überkommene Auffassung. Es gab da z. B. Postulate wie einen Erlernungsnachweis bei Uebernahme eines technische Fertigkeiten voraussetzenden Geschäfts, Meisterprüfungen und „möglichste Aufhebung der Konkurrenz unter den Meistern". Trotzdem zeigt sich die Arbeiterkonferenz als ein Symptom der Lösung. Sie ist jedoch garnicht etwa das einzige, auch nicht das markanteste. Hatte doch das Gros der handwerksmäßig Geschulten von ihr gar keine Ahnung und blieb infolgedessen von ihr fern. Die deutlichsten Kennzeichen einer beginnenden Auflösung zeigten sich wohl in der üblichen Lebensführung. Sie war behaftet mit vielen der von Ludwig Klages[111] zusammengetragenen Mängel des Selbsterhaltungstriebs: der Sprunghaftigkeit, dem Illusionismus, der Ordnungslosigkeit, der Phantastik, der Unzuverlässigkeit, der Willfährigkeit, der Sorglosigkeit, dem Leichtsinn, der Maßlosigkeit, der Zügellosigkeit und der Haltlosigkeit.

111) Prinzipien der Charakterologie, S. 88.

In den kleineren Städten und auf dem Lande war dieser Verfallsprozeß zumeist noch nicht soweit fortgeschritten, stellenweise aber bereits weit darüber hinaus gekommen.

Den Geist, von dem damals die westdeutschen Bergknappen beseelt waren, zeigt uns ein „viele Knappschaftsmitglieder" unterzeichnetes „Eingesandt" im Westfälischen Merkur vom 25. Juni 1848. Ich entnehme es Hue's Buch „Die Bergarbeiter".[112] Da ist zu lesen: „Wir einzelnen Mitglieder des Knappschaftsverbandes sind nicht für einzelne Zechen da, sondern für den ganzen Bergbezirk; wo man uns nötig hat und hinbeordert, müssen wir arbeiten. Wir dürfen dann nicht fragen, ob die uns zugewiesene Arbeit gesund, beschwerlich, gefährlich ist oder nicht. Ein beharrliches Verhalten würde unsere Entfernung aus der Knappschaft und zugleich der Verlust aller jener Rechte und Vorteile zur unmittelbaren Folge haben. Wir sind aber auch dann dazu verpflichtet, die angehenden jungen Leute, welche sich für die Bergarbeit bestimmen, anzuleiten und in derselben zu unterweisen. Aus diesen Verhältnissen folgt wohl klar, daß bei einer zeitweisen notwendigen Ablegung einer Anzahl Bergarbeiter die bloßen Tagelöhner eher an die Reihe kommen müssen als wir Mitglieder der Knappschaft. Es ist bisher auch noch niemand eingefallen, gegen diese Ordnung vorzugehen, sie hat im Gegenteil überall Anerkennung und Schutz gefunden. Nur in der jüngsten Zeit des Wühlens und des Aufwiegelns sollen einige Gewerke (Grubenkapitalisten!) im Essenschen und Märkischen gegen dieselbe, also feindlich gegen uns Knappschaftsmitglieder auftreten, uns den Tagelöhnern opfern wollen und, wenn ihr Wille nicht geschieht, damit drohen, sich an das Publikum sowie an die Tagelöhner zu wenden." Aus jedem Satze spricht ein potenzieter Handwerkerstolz. Die Knappen halten sich noch für etwas besseres als die übrigen Bergarbeiter und wollen ihr verbrieftes Recht als echte Aristokraten ihres Gewerbes. Dazu kam noch, daß ein Teil von ihnen zu den „Gewerken" gehörte. Hue[113] schreibt darüber: „Zwar begann (!) der Bergarbeiter, der zugleich Besitzer von Grubenanteilen war, eine seltene Erscheinung zu werden. Indessen gab es damals noch im Ruhrtal nicht nur vereinzelte Exemplare seiner Art, was

112) Bd. II. S. 30.
113) a. a. O., S. 133.

freilich bei der Kleinheit vieler „Pütts" und der vielfachen Teilung eines Kuxes wenig für oder gegen den Wohlstand der Arbeiter besagen will." Kennzeichnend für den damaligen Bergknappen sind auch die folgenden Ausführungen, die ich der Schrift von Festenberg-Packisch „Entwicklung und Lage des deutschen Bergbaues mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterverhältnisse in Preußen" entnehme:[114] „Dem tüchtigen Bergmanne ... pflegt ein gewisses Selbstgefühl inne zu wohnen. Umringt von Gefahren und bei Beseitigung derselben nur zu häufig der eigenen Kraft überlassen, pflegt sich solches auszubilden ... Man nimmt überall Wohlstand wahr ... Betrachtet man das Leben der Bergleute selbst, so darf man bei der Vielseitigkeit, die sich hier bietet, wohl das Sprüchwort zur Anwendung bringen: Jeder ist seines Glückes Schmied".

Als ganze Handwerker in Ideologie und Lebensführung zeichnet uns auch Thun[115] die damaligen Remscheider hausindustriellen Schmiede. „Selbst der einfachste Zuhauer hat etwas von diesem Handwerkerstolze, und wenn er auch nie wagen würde, sein Auge zu des Meisters Töchterlein zu erheben, so dünkt er sich mehr als ein anderer, nicht zur (eigenen) Industrie gehöriger Arbeiter. Es steckt in jedem bergischen Industriearbeiter etwas von dem Gefühl, welches einer ihrer Dichter mit den Worten auszudrücken sucht: Hör' ich Hämmer kräftig schwingen, klopft mir frohbewegt die Brust; denn das helle Eisenklingen ist mein Leben, meine Lust. Wenn die Luppen lichtrot glühen, Funken blitzend, hell und rein, zischend, aus den Flammen sprühen, bin ich stolz, ein Schmied zu sein." Thun billigt diesen Stolz. Das Remscheider Volk habe sich „alle geistigen und sittlichen, wirtschaftlichen und sozialen Vorzüge des handwerksmäßig-ländlichen Betriebes" erhalten. Der Remscheider Arbeiter sei „intelligent, gebildet und sehr energisch, wohl bedacht auf die Wahrung seiner Rechte und Interessen". Es herrschten strenge und schlichte Sitten. „Oben auf den Bergen gehört die Tochter ins Haus, an den elterlichen Herd; sie ißt des Vaters Brot, geht mit den Eltern aus, der Vater leidet kein Umherschweifen. Da ist keine Großstadt, wo sie entschlüpfen kann, ein jeder kennt sie und beaufsichtigt sie im

114) S. 65 f.
115) Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter, Teil II., S. 157 f.

kleinen Orte. Und kommt ein junger Bursche, so ist, wenn auch schmaler Raum, so doch immerhin Raum vorhanden im kleinen, eigenen Häuschen des Meisters, um den Freier zu empfangen. Da ist wenig Gelegenheit für das Mädchen, abends auf dem Heimwege eine Bekanntschaft anzuknüpfen, wenig Aussicht vorhanden, dieselbe auf dem Tanzboden fortzusetzen, um sie in der Nacht zu einem schlimmen Ende zu führen. Und gelingt es dennoch, so ist fast immer ein Eheversprechen vorhergegangen, und derjenige gilt für einen gemeinen Kerl, der es nicht einlöst: es sind vielmehr in der Regel die Söhne wohlhabender Leute, welche verführte Mädchen der Schande preisgeben." An Fleiß und Tüchtigkeit seien die bergischen Hausfrauen wahre Perlen. Thun lobt ganz besonders ihre Reinlichkeit, ihre Ausdauer im Hausputz. „Und wenn das Hammerwerk oder die Schmiede im Innern noch so unordentlich sind — das ist des Mannes Revier —, tritt man ins Haus oder gar in den Garten, dort herrscht die Frau, das ist ihr Reich der Blumen; die verdeckten Lauben, verschnittenen Gesträuche und wohlgepflegten Gemüsebeete sind das Werk ihrer Hand. Nur zur Saat- und Erntezeit legt der Meister das Schurzfell ab oder mietet einen Tagelöhner, um den Weibsleuten zu helfen."

Die Führung der Solinger Arbeiterschaft lag damals in den Händen der Schleifer, die sich nach Thun[116] gut dazu eigneten. „Wenn bei irgend einem Handwerk, so existiert noch bei ihnen ein überlieferter Zunftgeist; sie sind noch heute vielfach blutsverwandt, sie arbeiten in geschlossenen Etablissements, zahlreich zusammen, sie können bei ihrer lokalen Vereinigung am ehesten Verabredung treffen, sie haben sich eine gewisse Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erhalten; neben aller Rohheit herrscht noch ein ungebrochener Mut und eine Entschlossenheit, wie bei keiner anderen Klasse: auch besitzen viele Wasserschleifer ein nicht unbeträchtliches ererbtes Vermögen. Früher hätten die Messer- und Schwertschmiede vor den Schleifern den Vorrang gehabt. Sämtliche Schmiede seien aber durch die Konkurrenz der maschinellen Fabrikation „in ihrer Kraft gebrochen"! „ihre Anzahl hat sich ganz erheblich verringert ... teils sind sie in die Fabriken gewandert, teils gestorben; ihre Söhne

116) a. a. O., S. 95.

sind fast alle Arbeiter in Fabriken geworden, wo sie sofort zu Verdienst gelangen, ohne eine Lehrzeit von drei Jahren".[117] Das Trucksystem tat noch ein übriges. „Bunte Zeuge, Kaffee, Zucker, Bibermützen usw. wurden entweder dringend empfohlen und sogar aufgezwungen oder den Frauen und Kindern, welche häufig, um den Männern den Zeitverlust zu ersparen, die Arbeit abholten, neben Eisen und Stahl ganz ungefragt in den Korb gelegt. Eine praktische Methode, um flotten Zuspruch im Laden zu haben, war die, auf das Komptoir für eine Arbeit statt sechs bis acht Mann, welche sie beschäftigen konnte, 25 bis 30 kommen zu lassen. Die armen Leute machten dann drei bis viermal den vergeblichen Gang und kauften jedesmal etwas, um desto eher die Zuteilung von Arbeit sich zu sichern, Und welche Preise mußten die Arbeiter zahlen. 50% und noch teurer waren nicht seltene Fälle."[118] Diese Dinge stellen eine Ausbeutung zugleich des Leichtsinns wie der Notlage der bedrängten handwerksmäßig Geschulten dar. Es kennzeichnet die Psyche der damaligen Arbeiterschaft, daß nicht sie es war, die eine Gegenbewegung gegen dieses ruchlose Treiben inszenierte, sondern daß dazu sich vor ihnen die beeinträchtigte Kaufmannschaft aufraffte. Peter Knecht brauchte geraume Zeit dazu, auch die Arbeiter für seine Sache zu erobern. Die Demonstrationen wirkten endlich auch auf die Regierung. Zunächst erließ sie für die Fabrikanten nur das Verbot des Schankbetriebes. Die Agitation ruhte aber nicht eher, als bis durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 das Warenzahlen mit einer Strafe von 500 Talern bedacht wurde.

Eine ganz merkwürdige Arbeiterbewegung sah Krefeld im Jahre 1848. Thun schreibt darüber im ersten Teil seiner Abhandlung[119], daß sie die Krelefelder Weber „mächtig" (!) ergriff. „Die bisherigen Lohnarbeiter wollten selbständige Handwerksmeister werden. Formell fanden sie diese Anerkennung; die flotten Jahre ließen alle Unzufriedenheit vergessen, die Weber verlebten die glänzenden Flitterwochen ihres jungen Handwerkerstandes, sie verdienten artige Summen, sie wiegten sich im Wahne, wirkliche kleine Bourgeois zu sein, und benannten sich mit Vorliebe „Fabrikanten"

117) a. a. O., S. 90.
118) a. a. O., S. 72 f.
119) S. 195.

gegenüber ihren „Kaufleuten“ oder „Kommissaren“.“ Hier und da traf Thun dergleichen auch bei den Naglern und Reidern der Scheren- und Messerfabrikation; so lesen wir im zweiten Teile seiner Abhandlung[120]: „Sobald es einem Arbeiter, namentlich einem Fertigmacher (Nagler oder Reider) gut geht, denkt er: Mit der schweren Handarbeit plagst du dich zu sehr ab, du mußt Fabrikant werden. Und nun macht er einige Dutzend Messer oder Scheren fertig und bringt sie zum Kaufmann, oder er trabt mit dem Sack auf dem Buckel über die Berge und sucht sie auf einem nahen Jahrmarkt feilzubieten oder er wagt sich auch in entferntere Städte.“ Der Kaufmann freilich weiß ihm das Leben schwer zu machen, und oft jagt er ihm die Ware um mehrere Prozent billiger ab. Das sucht der „Fabrikant“ dann wieder dadurch wett zu machen, daß er schlechte Arbeiter nimmt, die er unter den üblichen Löhnen bezahlt. Selbstverständlich wurden die allerwenigsten wahre Fabrikanten; die allermeisten verblieben vielmehr in der Hörigkeit des Kapitals und konnten sich von ihrem Handwerkertum nicht losmachen.

Soweit die damaligen Arbeiter ihr Handwerk ausübten, vermochte auch das allergrößte Elend ihnen den Handwerkersinn und -Geist nicht zu nehmen.

Die schlesischen Leinenweber der damaligen Zeit z. B. können trotz bitterster Not von geradezu irrsinnig gewordenen Sitten nicht lassen. Schneer[121] erzählt uns davon folgendes: „Daß die Seeligkeit der Toten von einem prunkenden Begräbnis selbst abhänge, oder daß manche denselben im Leben zugefügte Unbill durch gute Bekleidung der Leiche wieder gut gemacht werde, ist eine im Gebirge sehr verbreitete Meinung. Diese pomphaften Begräbnisse, welche zu unnützen Ausgaben verleiten, (indem selbst die Ärmsten auf die Bekleidung der Toten und die Bewirtung des Trauergeleites mehr verwenden, als ihre Lage es gestattet), werden von den Geistlichen, da die hierbei vorkommenden Offertorien ihr Haupteinkommen ausmachen, nach unzweifelhaften Zeugnissen größtenteils gefördert, und stille Begräbnisse von denselben nur selten, als kaum vorkommende Ausnahmen gestattet. . . Bei unendlich vielen, deren Lebensgeschichte ich mir erzählen ließ, fing diese mit der Klage über

120) S. 80.
121) Ueber die Not der Leinenarbeiter in Schlesien, S. 80 f.

die Kosten des elterlichen Begräbnisses und die dadurch hervorgerufenen Schulden an." Der Superintendent Bellmann berichtet, daß viele Weber aus „Mangel an schicklicher Kleidung" dem Sonntagsgottesdienst ferngeblieben sind, obgleich die übrigen fleißige Kirchgänger waren! Auch sonst wohl hielten sie in ihrer ganzen Lebensführung an der Überlieferung treu fest. Das scheint der Erzpriester Ullrich viel zu wenig berücksichtig zu haben, als er sich über die „Moralitäts-Verhältnisse" unter den Spinnern und Webern seines Archipresbyterats äußerte: „Mit mehr Recht kann man dieser Menschenklasse den Vorwurf machen, daß sie in den guten Jahrgängen sich nichts erspart und zurückgelegt hat. Ja zu den ungetilgt gelassenen Schulden auf dem Grundstücke machten manche noch neue Garnschuld. Immer glaubten sie, daß es ihnen nicht gut gehe; immer hofften sie auf bessere Geschäfte (offenbar hatten sie es eben nur im Verhältnis zu ihrem späteren furchtbaren Elend „gut"!); immer ließen sie aufgehen, was verdient worden war; und die Wirtshäuser konnten am Markttage die Gäste nicht fassen, welche spät erst vom Gelage (?) nach Hause gingen. Selbst der eingetretene Wendepunkt konnte ihnen nicht die Augen öffnen und sie zu besserer Wirtschaft bringen" (das war ja auch psychologisch ganz unmöglich).

Gebrochen waren die schlesischen Weber nur in ihrem „Stolze". Schneer erhielt auf die Frage „wie geht es euch jetzt" aus dem Munde Unzähliger die freudige (!)Antwort: „O! jetzt geht es gut, ich arbeite nach Erdmannsdorf." Und doch war der Lohn in der Erdmannsdorfer Anstalt nur um ein geringes höher als anderwo. Unwillkürlich taucht hier die Szene aus dem ersten Akte der „Weber" in der Erinnerung auf, wo der „Parchentfabrikant" Dreissiger die versammelten „alten, fleißigen und tüchtigen Weber" fragt: „Kann ein Arbeiter, der seine Sachen zusammenhält, bei mir auskommen oder nicht?" So gedemütigt sind die Weber, daß ihm „sehr viele Stimmen" unwidersprochen antworten: „Ja, Herr Dreißiger!" Erst als das aufrührerische Weberlied an ihre Ohren klingt, da lebt in dem alten Baumert das auf, was sein eigentlich innerstes Sein ist: „Hier stehe ich, Robert Baumert, Webermeister (!) von Kaschbach . . . Ich bin ein braver Mensch gewest mei Lebe' lang und nu seht mich an! Was

hab' ich davon? Wie seh' ich aus? Was hab'n se aus mir gemacht?"

II.

Handwerkerstolz und Servilismus verhalten sich eben durchaus nicht wie Feuer und Wasser, sondern vertragen sich ganz gut miteinander. Der Servilismus kennzeichnet besonder die damaligen ungelernten Arbeiter. Oft war er nichts als eine ganz gerissene Spekulation auf die Eitelkeit des Vertragspartners. Meistens aber handelt es sich dabei um ein gewohnheitsmäßiges Sichkleinmachen vor den höheren Ständen. Die Elite dieser Arbeiterklasse, die Ungelernten, zeigt ein merkwürdiges Gemisch von Stolz und Servilismus.

Einen tiefen Blick in die Psyche dieser Elite läßt uns Gustav Freytag in seinem „Soll und Haben" tun. Von den „Aufladern der Kaufmannschaft" hören wir hier, daß sie zu einer „besonderen Korporation" zusammengeschlossen waren, „welche auf dem Packhof vor dem Tore ihr Hauptquartier hatte und von dort aus die Ladungen nach den großen Warenhandlungen der Stadt schaffte und abholte." Von Gestalt sind es wahre Hünen, von denen einige eine Körperkraft hatten, „wie sie in anderen Berufen nicht mehr gefunden wird." Sie hatten viel mit Handlungen der Stadt zu tun, aber das alte angesehene Haus von T. O. Schröter war die irdische Stätte, auf der sie sich am liebsten herabließen, mit der kleinen Gegenwart zu verkehren. Seit mehr als einem Menschenalter war der Chef dieses Hauses der erste Vorstand (!) ihrer Korporation gewesen. So hatte sich ein Klientenverhältnis zu der Firma gebildet." „Unter diesen Lederschürzen war Sturm ihr Oberster, wieder der größte und stärkste ..." „Ueber seinen großen Körper glänzte ein breites Gesicht von natürlicher Gutherzigkeit, welche nur durch die Würde gebändigt wurde, die ein Mann von seiner Stellung besitzen mußte." Sein einziges Kind hatte er als fünfzehnjährigen Burschen in der Handlung von T. O. Schröter angebracht, „in einer eigentümlichen Stellung, die er selbst (!) für ihn ausgedacht." „Karl Sturm war unter den Hausknechten ungefähr dasselbe, was Fink im Kontor war, ein Volontär, er trug seine Lederschürze und seinen Haken wie der Vater und war durch eigenes Verdienst zu einem ausgedehnten Wirkungskreis gekommen." Später brachte er es bekanntlich

durch Wohlfahrt zum Amtmann der Rothsattels. Um diese Zeit kam der in Geldbedrängnis geratene junge Rothsattel zum Vater Sturm. Als der Auflader sein Anliegen gehört hatte, sagte er: „Das war ehrlich gesprochen; Sie sind ein Herr, der auf sein Haus hält und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von seinen Leuten (!) haben kann. Sie brauchen Geld? Mein Sohn ist Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, so ist alles in Ordnung." Das übrige lese man bei Freytag selbst nach. Es ist ein Meisterstück feinster Seelenmalerei. Nach Sombart haben wie hier Reste des alten Gesindeverhältnisses vor uns. Der Arbeiter mußte sich dementsprechend auch vielfach die „Du-Anrede" gefallen lassen, „als der Knecht, der er war."[122] Erhalten wurde dieser „Knechtsinn" noch besonders durch das zumeist noch echt (nicht verlogen!) patriarchalische Arbeitsverhältnis.

Ein patriarchalisches Arbeitsverhältnis ist etwas wesentlich anderes als ein bloßes Vertragsverhältnis. Der Arbeiter sieht in dem Unternehmer den Brotherrn, noch nicht den einfachen Vertragspartner. Darin zeigt sich, daß nicht nur die Arbeit allein beide verbindet. Besonders auf seiten des Arbeiters wird eine weit darüber hinausgehende Verbindung empfunden. Gegebenenfalls trägt er vorübergehenden prekären Verhältnissen des Brotherrn Rechnung. Knausrigen Herren läuft er davon, freigebigere sucht er auf. Das sind die Mittel zur Verbesserung seiner Lebenslage. Andere sind ihm unbekannt. Für die Gegenden des mittleren Rhein- und unteren Main- und Neckargebietes teilt Reuter[123] mit: „Von Verabredungen der Arbeiter, um die Unternehmer zu einem höheren Lohn zu zwingen, wie sie oft mit manchen Gewalttätigkeiten von englischen, französischen und jüngst von schlesischen (hier ist offenbar an die Hungerrevolte der Weber im Eulengebirge gedacht!) Fabrikarbeitern oder Handwerksgesellen eingegangen werden, wodurch sie sich und dem ganzen Gewerbe und Unternehmen sehr schadeten, weiß man in den bezeichneten Gegenden nichts; die Arbeiter sind zufrieden (!), sehen ein, daß ihr Vorteil mit dem des Lohnherrn vielfach verbunden ist."

---

122) Sombart, Mod. Kap. 2. Aufl., Bd. II, S. 823.
123) Zeitschr. d. Ver. f. Deutsche Statistik, 1847, S. 369.

Zum großen Teil mag hier wohl der Umstand mitgewirkt haben, daß damals auch die ungelernte Arbeit in der Regel noch ihre kleinen Freuden bot. Man konnte sich meistens allerhand Abwechslung bei ihr verschaffen. Wo es anging, versuchte man den Gelernten ins Handwerk zu pfuschen, bald hier, bald da zu helfen. Überall gab es dabei Gelegenheit, etwas zu sehen und zu lernen, Werkstattgespräche zu führen und Allotria zu treiben.

Nur um die Frauen- und Kinderarbeit war es bereits damals sehr schlimm bestellt. Sie war schon sehr einförmig, hastig und mühsam. Die neuzeitliche Mechanisierung der Arbeit hatte sich hier am weitesten ausgebreitet. Sie hatte auch hier ihren Anfang genommen. Früher war auch die gewerbliche Frauen- und Kinderarbeit ganz anders geartet gewesen. Die beste Kennzeichnung derselben hat uns wohl Goethe in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" gegeben. Wir kommen da zunächst in eine Spinn- und dann in eine Weberstube. In der Spinstube sehen wir zunächst die Anfertigung des Rädligarns. „Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch, mehrere halten dasselbe mit übereinandergelegten Füßen in festem Stande, andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, soweit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen, und eine schlanke Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme ganz vorteilhaft auszeichnet . . . . Die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit, die Mädchen singen Psalmen, auch, obwohl seltener, andere Lieder. Zeisige und Stieglitze, in Käfigen aufgehangen, zwitschern dazwischen." Es folgt eine Beschreibung des Spinnens des Briefgarns. „Dieses Geschäft, welches nur von ruhigen, bedächtigen Personen getrieben wird, gibt der Spinnerin ein sanfteres Anschen als das am Rade; kleidet dies letzte eine große, schlanke Figur am besten, so wird durch jenes eine ruhige, zarte Gestalt gar sehr begünstigt. Dergleichen ververschiedene Charaktere, verschiedenen Arbeiten zugetan, erblickte ich mehrere in einer Stube und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerksamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte." Die Arbeiterinnen ließen es sich nicht entgehen, ihrem Gaste ihre Fertigkeiten zu erklären und führten sie dazu „mit unschuldiger Selbstgefällig-

keit" vor. Nicht weniger anmutig war auch das Treiben in der Weberstube. „Mehrere Stühle waren in Bewegung, da gingen noch Spinn- und Spulräder, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzend und trauliche Gespräche führend. Zwischendurch ließ sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwassers vierstimmige Psalmen, seltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall gesagt hat. Eine recht flinke und fleißige Weberin kann, wenn sie Hilfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musseline zustande bringen; es ist aber selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solche gewöhnlich die Arbeit von 14 Tagen." Ganz ungezwungen erfüllten alle Hilfsarbeiter ihren Platz im Hauptgeschäfte. Die Arbeit des Schlichtens und Fächelns verrichtet „in der Muße der Winterabende ein Bruder oder ein Liebhaber der hübschen Weberin. Zumindest fertigen sie die kleinen Spülchen mit dem Eintragsgarn. Vorübergehend halten auch Kinder mit. Beim Aufwinden sitzt „ein kleiner Junge oder ein Mädchen unter dem Webstuhl und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Webekamm an einem Hebel gewaltsam herumdreht und zugleich acht gibt, daß alles in Ordnung zu liegen komme." Immer jedoch blieb die Kinderarbeit dem Grade des Betätigungsdranges der Kinder annähernd entsprechend. Das geht aus einer Wahrnehmung beim Winden des Garns am Rade auf Rohrspulen hervor. „Der alte Großvater, am Ofen sitzend, verrichtete diese leichte Arbeit, ein Enkel stand neben ihm und schien begierig das Spulrad selbst zu handhaben." Im ganzen also: „Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten und anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Tätigkeit." Auf alle Fälle entsprach die Frauen und Kinderarbeit aufs beste dem weiblichen und kindlichen Wesen. Sie füllte beider Leben mit Inhalt, verlieh ihnen Halt und gab Raum für sonstige Betätigungsbedürfnisse. Was hat demgegenüber die Mechanisierung der Arbeit angerichtet! Man

sieht dies leicht, wenn man mit Thun in die Gladbacher Baumwollspinnereien der Mitte des vorigen Jahrhunderts geht. Im ersten Teile seiner Abhandlung über die Industrie am Niederrhein[124] beschreibt er sie als enge, mit Maschinen überfüllte, niedrige Räume voll staubiger, stinkender, heißer Luft. „Man bedenke nur, daß die damaligen Wölfe, in welchen die Baumwolle durch rasche Umdrehung zerfasert und gereinigt wird, ohne Umhüllung und Abzugsventilation war. Der ganze Raum war erfüllt von umherfliegenden Baumwollteilchen und eine schwere Wolke von feinstem und ganz grobem Staube schwebte über den Arbeitern und drang in die Atmungsorgane ein; der Lärm war so entsetzlich, daß kein Wort vernommen wurde." Man mußte die unausgesetzt laufenden Maschinen unausgesetzt bedienen und in demselben Tempo, in dem die Maschinen gingen. Die Bedienung beschränkte sich ständig auf dieselben einfachen Verrichtungen. Die Frauen und Mädchen hatten die Baumwolle beim Vor- und Drosselspinnen zuzuführen, die Spulen auf- und abzusetzen; die Kinder wurden vornehmlich zum Zusammenknüpfen der gebrochenen Fäden benutzt. Darum hießen sie auch „Fadenkinder". „Die Kinder arbeiteten stets in Reih und Glied mit den Erwachsenen (bis zu 16 und 17 Stunden!). Die ganze Arbeitszeit blieben sie ununterbrochen in der Fabrik, selbst ihr Mittagsmahl, oft nur in einem Stückchen Brot bestehend, schlangen sie zugleich mit dem Staube des Spinnsaals in sich hinein; von Bewegung in freier Luft war keine Rede, wo sollten sie bei schlechtem Wetter und bei der Kälte in ihrer dürftigen Kleidung hin? Das Resultat war: Schwächlinge, übermüdet, der Kopf grindig, die Augen triefend, die Brust schwindsüchtig, der Magen leidend; ... in die Schule kamen sie nicht, und verirrte solch ein Geschöpf sich einmal dahin, so fand es wenigstens auf einige Augenblicke den Schlaf und die Ruhe, welche ihm sonst die schreckliche Stimme des Werkmeisters raubte. Von einer Schulbildung war keine Rede, viele wußten nicht ihr Alter und manche nicht einmal den eigenen Namen." Dieses Los teilten 1853 im Kreise Gladbach 339 Kinder im Alter von 9 bis 14 Jahren. Zu diesen kamen sogar noch jüngere hinzu. Insgesamt gab es dort 1445 Kinder dieses Alters; von diesen arbeiteten noch weitere 344 in anderen Fabrikationszweigen. Waren die Spinnmühlen, wie z. B. an den Wassergefällen der Wup-

124) S. 176.

per bei Lennep stundenweit von menschlichen Wohnorten entfernt, so blieben die Kinder sogar noch in den Spinnsälen zusammen mit den Arbeitern über Nacht, um dort Zeugen von Orgien der Erwachsenen zu sein. Es leuchtet ein, daß sich bei diesen die Ueberreizung während der vorangehenden Arbeit solcher Gestalt entlud. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren freilich erst Teile der einstigen hausindustriellen Betätigung der Frauen und Kinder der Fabrik ganz gewichen. Doch auch von den anderen wurden bereits manche arg bedrängt, Besonders war es die immer schlechter werdende Bezahlung, die ihnen zusetzte und das alte Idyll zerstören mußte. Auch daheim war nun die Arbeit nicht mehr Selbstzweck, sondern wurde zum bloßen Mittel zum Zweck. Sie war nicht so ergiebig wie die Fabrikarbeit, obgleich sie länger und angestrengter ausgeübt wurde. Infolgedessen wählten gar bald immer mehr Frauen und Mädchen die Fabrikarbeit. Die Wahl fiel ihnen nicht allzu schwer, weil sie ihre ganzen Schrecken nicht kannten.

Mit der weiblichen Jugend zugleich drängte auch die männliche in die sich mehrenden Fabriken. Eine auffallende Jugendlichkeit ist überhaupt ein Kennzeichen der damaligen Arbeiterschaft. Das bestätigt ja auch einer der von Schneer befragten Armenärzte in seinem Gutachten. Zu einem Teile hatte diese Jugendlichkeit der damaligen Fabrikarbeiterschaft ihren Grund wohl darin, daß noch immer viele in späteren Jahren zum Handwerk und zur Landwirtschaft zurückkehrten. Waren doch um diese Zeit in den Fabriken viele Angehörige der benachbarten Klein- und Kleinstgrundbesitzer beschäftigt. Wo die eigene Scholle nicht genügte, die ganze Familie zu beschäftigen und zu ernähren, suchte man die passendste und einträglichste Nebenbeschäftigung. Ebenso stand es bei den Kräutereien, die sich in breitem Gürtel um die Städte legten. In der Hauptsache rührte jedoch die große Jugendlichkeit der damaligen Fabrikarbeiterschaft daher, daß der starke Zugang der letzten Zeit sich fast ganz auf Jugendliche beschränkte; das wiederum ist daraus zu erklären, daß sich in der Regel nur die Jugend auf den Weg vom Lande in die Stadt machte, und daß auch sonst noch die Fabrikarbeit seitens der Jugend sehr geschätzt wurde. Die Jugend der damaligen Zeit trieb es vor allem aus den in Verfall geratenen alten Gemeinschaften heraus. Sie

verlangte nach Freiheit. Nach Freiheit von der nur noch als lästig, nicht mehr als fördernd empfundenen Kontrolle des Arbeitgebers, soweit sie sich über die Arbeitsleistung hinaus ausdehnte. Ferner nach Freiheit von aller häuslichen Kontrolle. Beides winkte ihnen bei Fabrikarbeit. Bei ihr wurden die Arbeiter früh wirtschaftlich selbständig. Die arbeitsfreie Zeit war, wenn auch eine knapp bemessene, so doch eine wirkliche Freizeit, in der sie nach eigenem Willen schalten und walten konnten. Thun[125] schreibt von den Gladbacher Spinnerinnen: „Selbst verdienen sie ihr Geld, selbst wollen sie es auch ausgeben; über die wenige freie Zeit wollen sie frei disponieren, sie wollen nicht befragt, noch kontrolliert sein." Noch viel allgemeiner machte die männliche Jugend von diesem Rechte Gebrauch.

Aus diesen Umständen und aus dem starken Zuzug Lediger vom Lande entwickelte sich schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein wenig erfreuliches Schlafgängerwesen. Ueber die Breslauer Verhältnisse teilten Ortskundige Schneer mit: „Vor dem Odertore gibt es Leute, die ein völliges Gewerbe daraus machen, Schlafburschen zu halten, sie plazieren sie in Ställen, unter der Treppe, auf dem Boden, von Betten ist bei diesen nicht die Rede — zum Preise von 5 Sgr. die Woche." Solch fragwürdige Nachtquartiere benutzten die meisten wohl nur ganz vorübergehend. Zumeist dürften es Zugezogene vom Lande gewesen sein. Mißstände anderer Art waren in Gladbach zutage getreten. Hier mußten die Mädchen oft mit erwachsenen oder halbwüchsigen männlichen Personen in dem gleichen Raume zusammen schlafen. Ab und zu gesellten sich auch zu den Mädchen, die als Schlafgängerinnen da waren, liederliche Burschen; da wurde „die Harmonika gespielt, gesungen und Schnaps getrunken, die schändlichsten Unsittlichkeiten begangen und mit einer Messerstecherei häufig der Kehraus gemacht... Das lassen die Kostgeber zu; denn sie erblicken in dem Halten junger Leute nur ein Mittel, Geld zu verdienen; je mehr sie ausgeben, desto mehr sehen sie ihnen nach."[126]

Eine vollständige Verwahrlosung der sich selbst überlassenen Jugend wurde damals noch durch den Umstand hintan gehalten, daß mit der äußeren Bindung noch nicht gleich die

125) a. a. O. S. 173.
126) Thun, a. a. O. S. 174.

innere gelöst war. Bei den Zugezogenen Berlins betont dies Bernstein[127] ausdrücklich: „so gab es auch in Berlin sehr viele Leute, die noch nicht einmal die innerliche Trennung vom Dorfe vollzogen hatten, aus dem sie eingewandert waren, sondern in ihren sozialen Anschauungen und politischen Urteilen fast völlig dem Landvolk entsprachen." In Breslau konnte sich keiner der theologischen Gewährsmänner Schneers über Unkirchlichkeit im allgemeinen beschweren. Im Gegenteil wurde, auch von protestantischer Seite, gesagt, daß „der achtbare Teil" der Arbeiter regelmäßig zum Gottesdienst komme und am Sakramente des Altars teilnehme, daß selten jemand sterbe, ohne vorher auf dem Krankenbette mit dem hl. Abendmahl gestärkt worden zu sein, und daß sie in der Kirche die geistige und sittliche Anregung fänden, „die sie umso mehr bedürfen, als sie sonst nur der Sorge anheim gegeben sind und ein veredelndes Vergnügen teils überhaupt nicht kennen, teils sich nicht zu verschaffen vermögen". Man bedauerte es, „daß die meisten Fabriken ihre Arbeiter auch Sonntags beschäftigen, was sich diese auch gern gefallen lassen, wenn ihnen nur Zeit zum blauen Montage gelassen wird." Das Fernbleiben „eines Teils namentlich der jüngeren Arbeiter" erklärte man wie folgt: „Mit der Konfirmation zugleich aus aller Leitung und Beaufsichtigung plötzlich befreit und sich selbst überlassen, unter den verführerischen Beispielen der Genüsse und Vergnügungen und der Begehrlichkeit des eigenen jugendlichen, brausenden Herzens lernen sie bald den Sonntag nur als einen Tag des Genusses und der Erholung von der Arbeit und Mühe der Woche betrachten und stürzen sich in den Strudel der Zerstreuungen, die ihnen auf allen Wegen anlockend geboten werden, und die sie bald als unentbehrlich und als etwas, wozu sie mit den Reicheren gleichmäßig berechtigt sind, in Anspruch nehmen. Bald genug bildet sich daraus die vorfrühe Ehe, die bittere Frucht des Sinnenrausches im Tanzhause, oder, was noch schlimmer ist, der geschlechtliche Umgang außer der Ehe, und mit der wachsenden Kinderzahl wächst auch die Sorge um das tägliche Brot, die Schwierigkeit des genügenden Erwerbs, der Kummer, die Sorge, und da erscheint jede Stunde in der Kirche als für das Irdische verloren und unentbehrlich: bald tritt der Mangel

127) a. a. O. S. 71.

an Kleidern, an einem Gesangbuch, bald Krankheit und andere häusliche Hindernisse und Abhaltungen hinzu als willkommener Vorwand, bald wieder die Furcht (!) vor dem im Gotteshaus leicht erwachsenden Gewissen, — und so wird die Kirche nicht besucht, es sei denn einmal durch Neugier z. B. bei Trauungen, Begräbnissen; jedoch ist bei manchen die Achtung vor der Religion nur zurückgedrängt, nicht vernichtet und nicht selten wird auf dem Krankenbette noch der Trost derselben begehrt." Daraus ersieht man, daß nur vereinzelt die innere Bindung vernichtet, im allgemeinen aber höchstens gelockert war.

Das Liebesleben der Arbeiter ist dabei wieder falsch ausgelegt. Neben der inneren Bindung hat ganz gewiß die sehr zu unrecht als leichtsinnig verschrieene Eheschließung Anteil daran, daß Schlimmeres abgewandt wurde. Man suchte freilich auch in der Ehe über die Flitterwochen hinaus sich noch nach Möglichkeit zu amüsieren. Ein Servisbilleteur (Steuereinnehmer) äußerte sich Schneer gegenüber: „Die einzelnen (soll heißen: Ledigen) geben am Sonntag aus, was sie in der Woche verdienen. Bei den Familien ist es sehr häufig so (soll heißen: ebenso); denn wenn wir am Montag oder Dienstag nach der Steuer kommen, so hört man häufig die Klage, ja gestern oder vorgestern hatten wir noch Geld, heute ist alles fort." Einen gewissen Halt bot aber dennoch den allermeisten die früh eingegangene Lebensgemeinschaft.

Daß ein großer Teil der Arbeiter kurz nach der Löhnung zum unmäßigen Geldausgeben neigte, kam nicht zuletzt auch daher, daß sie bei ihrer ungeregelten Haushaltsführung gut zwei Drittel der Woche sich vieles versagen mußten; dafür wollten sie sich natürlich entschädigen, sobald sie wieder einmal zu Geld gekommen waren. Ueberdies waren dem Leichtsinn auch Grenzen gesetzt. Die Allermeisten wollten wenigstens an diesem Tage sich sehen lassen können, womöglich es den Wohlhabenden gleichtun.

Auch dies wurde den Arbeitern verübelt, so tadelt u. a. Reuter,[128] das „Befriedigen des Luxus und der Mode". Er will aber auch bei den Arbeitern „vermeintlich feinere Sitten, geschraubten äußeren Schliff, prahlerisches Vornehmtun, gleichgültiges Herabsehen auf den Ackerbauer" bemerkt haben. Ein solches Exemplar zeigt uns auch Hauptmann in

128) a. a. O. S. 367.

dem Reservisten und ehemaligen Offiziersburschen Jäger seiner „Weber". „Das feine Sprechen hab ich mer aso angewehnt, daß ichs gar nimeh loon'n kann." Man sieht, wie es mit den „vermeintlichen feinen Sitten und dem äußeren Schliff" stand. Besser mochte nur der äußere Schliff manches ehemaligen Dienstmädchens gewesen sein, das bei Angehörigen der höheren Stände längere Zeit gedient hatte. Im großen und ganzen ging es aber bei den Ungelernten recht derb zu. Wird doch häufig über das knotige Wesen selbst der handwerksmäßig Geschulten Klage geführt.

Unter den nachteiligen Wirkungen der Fabrikarbeit erwähnt Reuter vor allem die „Anreizung zum Genusse geistiger, daher aufregender Getränke". Viele wollten darin die Wurzel alles Uebels gefunden haben. Man machte sich aber häufig auch darüber lustig. Einen der besten dieser Witze hat Bernstein[129] mitgeteilt. Ein Philanthrop nähert sich Berliner Arbeitern mit ganz appetitlich anzuschauenden und ohne Zweifel auch von den Arbeitern hochgeschätzten Leckerbissen und sagt zu ihnen folgendes: „Edle Proletarier! (Bei Gewerksgenossen hätte er diese Anrede nicht wagen dürfen!) Euer Elend, von dem ich täglich in den Zeitungen lese, geht mir tief zu Herzen. Möge jeder, wie ich hier getan, sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes legen und das Wort Hunger wird aus der Sprache verschwinden. Greift zu, edle Freunde; unter allen Tyrannen ist der Hunger einer der grimmigsten! Tötet ihn. Hier sind die Waffen." Und was sagen da die Arbeiter? „Hunger hawwe mer keen, edler Volksfreund, awwer Dorscht, viel Dorscht!" Ohne „Kimmelpulle" konnte man sich den Berliner ungelernten Arbeiter überhaupt nicht vorstellen. Nicht bloß während der Arbeit, sondern noch mehr nach ihr wurde getrunken, daheim bei Verwandten und Bekannten und mit besonderer Vorliebe im Wirtshause. Die allerwenigsten der Arbeiter tranken jedoch damals, um ihr Ichgefühl zu steigern. Dieses war vielmehr meist schon erheblich gesteigert, wenn sie zur Flasche griffen. In der Ausgelassenheit machte sich die infolge der „konfliktlosen Gesamtverfassung des Organismus" (Müller-Freienfels) noch unverbrauchte Nervenenergie Luft. Sie war also nicht etwa Folge der Ueberreizung. Die „Aus-

129) Gesch. d. Berliner Arbeiterbewegung, Bd. I, S. 11.

gelassensten hielten sich für so etwas wie Landsknechte der Arbeit und benahmen sich entsprechend.

Dennoch gab die Trinkfreudigkeit der unteren Schicht der Arbeiterschaft aus folgenden Gründen zu denken: Erstens stand sie in krassem Konflikte mit der Ernährungsweise. Einen instruktiven Aufsatz über den standard of life der Arbeiter vom Kreisrichter Fr. Dael, betitelt: „Ueber die Arbeitslöhne der handarbeitenden Volksklassen in Rhein-Hessen" finden wir im ersten Jahrgang der Zeitschr. des Vereins für Deutsche Statistik (1847). Für eine Familie, — Eltern und 4 Kinder —, verlangt er als Existenzminimum: Brot täglich 4 Pfund, Kartoffeln pro Tag 10 Mäßchen, Fett zum Schmelzen wöchentlich 1 Pfund (!), Kräuter, Gerste, Gries und dergl., Mehl im Jahre 2 Kümpfe, Zwiebeln, Pfeiffer, Salz, an Fleisch pro Woche 2½ Pfd. Kaffee wöchentlich 8 Lot, Zichorie, an Milch täglich einen Schoppen, Essig, an Speiseöl geringe Mengen und gestattet an Branntwein ein halb Schoppen wöchentlich. Ueber Kleidung und Schuhwerk äußert er sich nicht ausführlicher. Er rechnet für jene ca. 40 und für diese ca. 15 fl. aus. Für die Wäsche nennt er 18 Pfd. Seife jährlich, für Feuerung (Steinkohlengrieß und Holz) jährlich 5 Gulden, für Beleuchtung 5 Maß Brennöl jährlich und für Verschleiß an Hausgeräten (Geschirr, Besen etc.) ca. 1½ fl. Die erforderlichen Gesamtausgaben beliefen sich im Jahre 1846 auf ca. 375 fl. Gemessen an diesem Existenzminimum war das Einkommen sämtlicher 3 Kategorien Tagelöhner Rhein-Hessens (1. der auf dem Lande arbeitenden, 2. der in der Stadt arbeitenden, aber auf dem Lande wohnenden, 3. der in der Stadt arbeitenden und wohnenden) 1846 mindestens um 100 fl. zu gering. Den größten Fehlbetrag glaubt er für die erste Kategorie zu finden. In dem Aufsatze treffen wir auch auf Angaben über andere Gegenden des Reichs. Z. B. über Bremen: „Der Lohn gewährt guten Unterhalt, die Nahrungsmittel sind Kartoffeln, Buchweizen oder Grütze, Roggenbrot und zweimal wöchentlich Fleisch oder Speck." Ueber Lübeck: „Man kann davon (sc. vom Lohne) leben, die Nahrungsmittel sind schlechtes Roggenbrot, Kartoffeln, Speck, gute Milch, Erbsensuppe, Heringe, oder andere wohlfeile Fische, Butter und Schmalz, oder sehr selten Fleisch; eine Tasse Kaffee des Morgens ist großer Luxus." Ueber Mecklenburg: „Man kann dabei, bei

guter, gesunder Nahrung und gelegentlich einem Gerichte Fleisch auskommen." Ueber Danzig: „Eltern können mit 4 Kindern, wenn sie enthaltsam und ökonomisch zu Werke gehen, ihren Unterhalt verdienen." Ueber Sachsen: „Eltern mit 4 Kindern, wenn sie sparsam und ökonomisch sind, kommen dabei aus." Ueber Württemberg (nach Wellesleys Auskunft): „Der Arbeiter hat morgens Suppe und Erdbirnen oder Brot, des Mittags Vegetabilien oder Pudding und abends Kartoffeln und Milch, auch wöchentlich zweimal Fleisch." Ueber Frankfurt a. M.: „Zweimal die Woche Fleisch, Vegetabilien, Kartoffeln, Brot und täglich Bier." Auffallend ist an der Ernährung vor allem die außerordentliche Armut an Fett und Eiweiß. Trunkfestigkeit wird aber nur durch das Gegenteil ermöglicht: eine fett- und eiweißreiche Nahrung. Zweitens harmonierte die Trinkfreudigkeit nicht mit dem Einkommen. Sie fraß an den an sich schon unzulänglichen Mitteln. Ihr zu Liebe versagte man sich manches andere notwendigere und verringerte so noch die Widerstandsfähigkeit. Ueber einen alten Kunden sagt in Hauptmanns „Webern" der Gastwirt verächtlich: „Der derf ock a eenzichts Gläsl trinken, da wirrt's 'n gleich aus'n Kopfe." Die Wirkungen des Alkohols mußten um so verheerender sein, als er von einem großen Teile der Arbeiterschaft in der billigsten und elendesten Beschaffenheit genossen wurde.

Zur Trunksucht wurde die Trinkfreudigkeit nur in Ausnahmefällen. Einer der protestantischen Geistlichen Schneers sagte darüber: „Mangel und Not, seltener (!) Argwohn, Untreue oder eine überhandnehmende Neigung z. B. Trunksucht, stören zuweilen (!) des Hauses Frieden." Auf weite Verbreitung der Trunksucht kann man auch aus dem Urteil eines der Katholiken nicht schließen: „Die Eheleute leben großenteils friedlich." Das ist aber nur denkbar, wenn der Mann im allgemeinen nüchtern und nicht häufig betrunken nach Hause kommt. Wie es zuging, wenn der Mann angetrunken ins Haus kam, beschreibt uns anschaulich ein anderer Geistlicher. „Kommt der Mann angetrunken aus der Kneipe, so warten die Frauen nicht die Rückkehr der Nüchternheit ab, um dem Manne Vorstellung zu machen, sondern sie keifen los; verlangt der Mann das Essen, so wird er wieder an die Kneipe verwiesen, lassen sich nicht bewegen,

wenn auch der Mann bittet, trotzdem, und fordern ihn heraus, wenn er droht, und so bekommen sie das erstemal Schläge. Ist dies aber einmal geschehen, dann geschieht es auch öfter und wird mit der Zeit immer geläufiger. In dergleichen Beschwerdefällen haben mir die Frauen (!) immer den Hergang so gestanden. Die Mehrzahl der Männer glaubt auch gesetzlich ganz berechtigt zu sein, die Frau zu schlagen, wenn sie ihm nicht folgt."

Ganz in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist die von Reuter[130] wahrgenommene „allgemeine (!) Hinneigung (der Lohnarbeiter) zum Wohlleben". Nicht eingeschlossen sind darin die Putzsucht und Trinkfreudigkeit. Denn er nennt diese allgemeine Hinneigung erst nach jener „zum Luxus und zur Verschwendung" sowie „zum Genusse geistiger Getränke". Er meint damit also ein Drittes. Zum Wohlleben sind jedoch Mittel erforderlich. Diese standen nur den wenigen Lohnarbeitern zur Verfügung, die Angehörige von Familien mit ansehnlichem Grundbesitze waren. Nach Reuter hat es solche am mittleren Rhein, am unteren Main und am unteren Neckar nicht nur vereinzelt gegeben. Sie bildeten aber trotzdem nur einen verschwindenden Bruchteil der gesamten Lohnarbeiterschaft. Das Gros mußte ein kümmerliches Dasein fristen. Hören wir darüber Fr. Dael: „Die Arbeitslöhne der neueren Zeit (der neueren für Dael!) entsprechen einer vollständigen Entschädigung des Tagelöhners für seine Arbeit keineswegs. Diese Entschädigung soll denn doch mindestens in den Kosten bestehen, welche der Unterhalt des Arbeiters und seiner Angehörigen für die er zu sorgen hat, verursacht (hier stützt er sich auf Raus Grundsätze §§ 189 bis 193). Wenn das nach dem Obigem bei den bisherigen Löhnen nicht der Fall war, so liegt der Grund davon in dem Mißverhältnisse, welches zwischen diesem und den Preisen der Lebensbedürfnisse besteht. Seit langer Zeit befindet sich der Arbeitslohn im allgemeinen auf dem nämlichen Standpunkte, welchen er auch heute einnimmt, und daß der Tagelöhner damals ein b e h a g l i c h e s (von Dael selbst hervorgehoben!) Leben geführt, wird nicht behauptet werden wollen, (denn die Klagen über Entbehrung und Not dieser Klasse des Arbeiterstamms wurden nicht bloß in der neuesten Zeit laut), höchstens läßt sich annehmen, daß der Erwerb zur

130) a. a. O. S. 374.

Subsistenz damals gerade zugereicht habe. Dagegen sind die Preise des ersten und notwendigsten Lebensbedürfnisses: des Getreides, des Brotes keineswegs unverändert geblieben, sie haben vielmehr seit längerer Zeit eine steigende Richtung angenommen und sind ... seit 1836 binnen 10 Jahren beim Korn (Roggen) um 149, beim Roggenbrot um 122% gestiegen. Aehnlich verhielt es sich mit den Kartoffeln, die in der nämlichen Zeit um 64% teurer geworden sind. Haben aber diese beiden Hauptartikel ... an und für sich schon das Leben verteuert, so geschah das durch sie auch noch insofern, als ihre Preise auf die der übrigen Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse z. B. Wohnung und Kleidung usw. natürlich eingewirkt haben und mit dem Steigen jener auch eine Erhöhung dieser Preise eintrat." Dies entspricht u. a. dem, was Frh. von Reden in dem Aufsatz „Erwerbsmangel, Massenverarmung, Massenverderbnis, deren Ursachen und Heilmittel" (abgedruckt in dem gleichen Jhrg. d. Ztsch. d. Ver. f. deutsche Statistik) als 21. Punkt anführt, nämlich, „daß der Preis der Arbeitslöhne zu den Preisen der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse häufig nicht mehr in richtigem Verhältnisse steht; oder mit anderen Worten, daß der Arbeiter entweder gar keine oder nicht hinreichend lohnende Arbeit hat, um durch deren Jahresertrag seine Jahresbedürfnisse bezahlen zu können ... Der S t a n d der Preise an und für sich ist dabei von untergeordnetem Einflusse, das Verhältnis der Einnahme zur Ausgabe vielmehr ist maßgebend und entscheidend. Im Königreiche der Niederlande z. B. herrscht augenblicklich gleiche Teuerung der Nahrungsstoffe, wie bei uns, und doch ist ganz vor kurzem noch amtlich bezeugt worden, daß dort kein ungewöhnlicher Notstand vorhanden sei, w e i l noch allenthalben h i n r e i c h e n d l o h n e n d e Arbeit sich finde." Hiernach m u ß also der Leichtsinn der deutschen Lohnarbeiter sich gepaart haben mit einer ebenso großen Anspruchslosigkeit. Man fand sich mit allem ab, auch damit, die Feste zu feiern, wie sie fallen. Und dabei war jeder Lohntag ein Festtag.

Eine gute Kennzeichnung des Wesens der innerlich nicht Gefestigten unter den damaligen Ungelernten finden wir in dem Aufsatz des Hamburger Siemens „Armut und Armutpflege in Hamburg, früher und jetzt vergleichend". Er ist abgedruckt im 2. Jhrg. der oft und gern benutzten Zeit-

schrift des Ver. für Deutsche Statistik. Da lesen wir: „Bei den niederen Ständen, den Handarbeitern und Proletariern tritt bei der Verarmung mehr und mehr das Sittlichkeitsgefühl zurück, und die Zeichen von Verschwendung, von Grobheit, Anmaßung, Putzsucht, Vergnügungssucht, die sich in guten Zeiten so auffällig zeigen, gehen in schlechten Zeiten sehr schnell in Darben, Kriecherei und Dienstfertigkeit, aber auch Vernachlässigung der Kinderzucht und die Laster des Trunkes, der Dieberei, des Bettelns und Vagabondierens, ja der Meuterei gegen Polizei über." Menschen solchen Schlages mag es damals unter den Ungelernten genug gegeben haben. Je unsicherer die Erwerbsverhältnisse, um so undisziplinierter auch die Lebensführung. Man lebt dem Tage, gleichviel, ob es Einem gut oder schlecht ergeht, nimmt in dem einen Falle alles wahr und pflegt in dem anderen sich skrupellos zu helfen. Ein krasses Beispiel dieser von einem Extrem ins andere fallenden Menschen finden wir auch in Hauptmanns „Webern". Es ist der Expedient Pfeifer. Wie schofel benimmt er sich anfangs seinen ehemaligen Arbeitskollegen gegenüber und wie unwürdig gebärdet er sich, als sie revoltierend seine Auslieferung fordern. Er bringt es fertig, die Weber bei der Abnahme der „Weben" in zynischster Weise zu verspotten. „Wer gut webt, der gut lebt!" „Paßt's Euch nicht, da braucht Er Euch bloß keene Werfte mehr abzuhol'n!" Mit Füßen tritt er alle nur zu berechtigten Klagen. „Ich hab' keine Zeit. Abgemacht sela!" Findet er einmal Widerstand, dann wendet er sich gleich an Herrn Dreißiger. „Das mecht ich doch amal sehn! Herr Dreißiger, Herr Dreißiger, mechten Sie amal so freundlich sein!" Wahnsinnige Angst packt den Feigling, als „s'ernst wird", als es ihm an den Kragen soll. Weinend wimmernd, bettelnd, liebkost er wie ein Kind Dreißiger, streichelt seine Wangen und Arme, küßt ihm die Hände und klammert sich an ihn. „Ach, liebster, scheenster, allergnädigster Herr Dreißiger, lassen Sie mich nich zuricke, ich hab' Ihn' immer treu gedient; ich hab' ooch de Leute immer gutt behandelt. Mehr Lohn, wie festgesetzt war, konnt' ich'n doch nich geben. Verlassen Sie mich nich, se mach'n mich kalt..." Er vergißt sich damit noch mehr als die Weberfrau, die, als sie einen Vorschuß erbetteln wollte, zuvor Herrn Dreißiger mit kriechender Demut Staub

von seinem Rocke abklopfte: „Se hab'n sich a Brinkel angestrichen, gnädiger Herr Dreißiger!"

Man darf aber nicht nur die nicht gefestigten Naturen ins Auge fassen, wenn man ganze Volksschichten gerecht charakterisieren will. Diesen Fehler finden wir aber bei fast allen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über die Arbeiter und ihre Geistesverfassung schreiben, auch Frh. von Reden nicht ausgenommen. In seiner zuletzt erwähnten Abhandlung lesen wir: „Die lediglich und unabweislich auf Beschaffung der tierischen Bedürfnisse hingewiesene Tätigkeit der Arbeiter entsittlicht dieselben allmählich dergestalt, daß sie zuletzt nur noch die rohe Kraft als das Gesetz der Willensäußerung erkennen, mithin die Vorschriften des Sittengesetzes und des Rechts (welche doch allein die Grundlage des Bestehens der bürgerlichen Gesellschaft bilden) endlich ganz aus den Augen verlieren werden. Diese Erscheinung ist um so bedenklicher, weil sie auch in den übrigen Klassen des Volks immer mehr sichtbar wird, wenngleich begrifflich auf eine den Verhältnissen jedes Stands entsprechende Weise. Dadurch geht das einzige möglicher Weise wirksame moralische Gegengewicht verloren." Und das sagt von Reden, obwohl er ein Gegner Cassagnacs und Frégiers ist, die die gesamten Tagearbeiter mit den Bettlern, Dieben und Prostituierten unter einen Hut brachten, „weil Nahrungssorgen und schlechte Eigenschaften die Quellen aller Uebeltaten seien". Allerdings ist er so verständig, den Begriffskreis enger zu ziehen. Das muß man ihm hoch anrechnen, wenn man selbst Bernstein[131] den Cassagnac und Frégier folgen sieht. „Der heutige Zuhälter stammt der sozialen Genealogie nach von Tagelöhnern ab, die es für keine Schande hielten, daß ihre Mädchen oder selbst ihre Frauen sich durch geschlechtliche Hingabe eine Nebeneinnahme schufen, vorausgesetzt nur, daß sie selbst am Ertrage partizipierten." Das ist eine der bekannten seelischen Einstellun- aus schiefem Gesichtswinkel. Heute weiß man es besser. Kriminalkommissar Metelmann reklamiert das Zuhältertum als ein „weiberrechtliches Residuum in unserer mannesrechtlichen Gesellschaftsform" (Gesellschaft und Zuhältertum). Als Arbeiter bezeichnen sich die Zuhälter auch heute nur, wenn sie nicht von früher her mit einer prätentiö-

131) Die Arbeiterbewegung, S. 167.

seren Berufangabe dienen können. Die Einbeziehung des sog. Lumpenproletariats, d. h. der unbemittelten sozial Ausgestoßenen, in die Schicht der Ungelernten wird dadurch weniger ungeheuerlich, daß sie (wenigstens in den Städten) einen sehr großen Prozentsatz der Bevölkerung bildeten. Nach Schneer zählte man im damaligen Breslau rund 1500 unter Polizeiaufsicht stehende entlassene Strafgefangene (Korrigenden). Von diesen waren zwei Drittel männlichen Geschlechts. Außerdem gab es noch annähernd 500 Prostituierte. Von diesen standen freilich nicht wenige auch noch wegen gewohnheitsmäßiger Dieberei unter Polizeiaufsicht. Das gesamte sog. Lumpenproletariat war erheblich zahlreicher. Selbstverständlich zählten nicht alle Korrigenden zum Lumpenproletariat. 50 der Breslauer Korrigenden trieben selbständlich ein Gewerbe. Und 4 waren Grundeigentümer. Und ebenso wenig darf man alle Prostituierten zum Lumpenproletariat rechnen. Andererseits befanden sich auch entfernt nicht alle sozial Ausgestoßenen unter Polizeiaufsicht. Das Lumpenproletariat setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Janhagel, der „das Strafgesetzbuch immer wie ein Damoklesschwert über sich schweben hat", (Erich Wulffen, Psychologie des Verbrechers) und den „Paupers", dem apathischen Teil der sozial Ausgestoßenen. Schneer nennt als Gesamtzahl der von der Kommune unterstützten Armen 3080. Von diesen erhielten 3022 eine fortlaufende, jährliche Unterstützung aus Legaten oder den Fonds der Armendirektion und zwar von 10 Sgr. bis 4 Thlr. monatlich. Er sagt aber nichts über das Alter und des Geschlecht der Unterstützten. Nicht mitgerechnet wurden anscheinend die sogen. Kostkinder, d. h. der „ansehnliche Teil der unehelichen Kinder, die wegen Armut der dazu besonders Verpflichteten von der Kommune alimentiert werden müssen"; denn Schneer erwähnt diese Alimentierung unter der zusätzlichen Wohlfahrtspflege. Wie unzulänglich auch Schneers statistische Angaben sein mögen, man ersieht doch daraus, daß es in Breslau ein prozentual ins Gewicht fallendes Lumpenproletariat gab. Es dürfte mehr als 5% der Bevölkerung betragen haben und vielleicht 25% und mehr der gesamten Lohnarbeiterschaft. Trotzdem ist es natürlich eine Bevölkerungsschicht für sich. Ein Aufstieg aus ihr ist nahezu unmöglich. Dagegen sinken unausgesetzt haltlose Naturen in

sie hinab. Dadurch allein wird der Bestand dieser Schicht gesichert, der sonst durch die hohe Morbilität und Mortalität bedroht wäre. Auf die erschreckende Höhe dieser beiden Momente weist auch Siemens[132] hin. Er sagt, „daß die Hungersnot von 1847 in Hamburg 565 mehr Gestorbene als Geborene, in Braunschweig ein Defizit von 140 Personen über die Geborenen ergibt". Die Zeiten waren vorbei, wo man diese Schicht der Bevölkerung direkt zur Arbeit zu zwingen gesucht hatte, indem man sie gewaltsam den Verlegern und Fabrikanten zur Verfügung stellte oder sie in Arbeitshäuser brachte. Das war üblich in der ersten Zeit des Frühkapitalismus, wo ein allgemeiner Arbeitermangel herrschte. Der Lohn der Ungelernten wurde auch damals nicht zuletzt darum so niedrig gehalten, weil man sie dadurch zu regelmäßiger Tätigkeit anhalten wollte. Und schon lange vor der Mitte des 19. Jahrhunderts bemaß man die Unterstützungen so gering, daß man die Betreffenden dadurch indirekt zur Arbeit zwang. Manchem war das noch zu viel des Guten. Schneer[133] wagt es, am Breslauer Armenwesen zu tadeln, daß im allgemeinen zu viel getan werde. Im Anschluß daran wettert er weidlich über „das faule Gesindel von schamlosen Bettlern". Auch Siemens[134] hat an der Hamburger Armenpflege auszusetzen, daß man zu wenig dafür sorge, „daß der Arme, wenn er nicht zu alt und krank ist, sich durch Arbeit der Hilfe wert machen muß." Auch er hält „das Ganze" für nahezu „musterhaft", unbeschadet dessen, daß nach wie vor niemand daran dachte, die elende Lage der Verwahrlosten zu bessern, sondern daß man es dabei bewenden ließ, nach Möglichkeit „die im Lande vorhandenen Arbeitskräfte auszunutzen."[135]

Von den sozial am meisten gefährdeten Schichten versinken stets prozentual am meisten. Sozial am meisten gefährdet aber waren damals wohl die grundbesitzlosen ungelernten Arbeiter. Nur wenige hatten während des ganzen Jahres volle Beschäftigung. Das wird von allen Kennern der Verhältnisse übereinstimmend betont. Dael stellt für Köln aufs Jahr durchschnittlich 48 „stille Tage" außer den 65 Sonn- und Feiertagen fest. Diese Erscheinung hat ihren Grund in der großen Sprunghaftigkeit der Arbeit in der gan-

132) a. a. O. S. 847.
133) a. a. O. S. 56.
134) a. a. O. S. 845.
135) Sombart, Mod. Kap. 2. Aufl., Bd. I, S. 817.

zen frühkapitalistischen Zeit. Zu erwähnen ist da zunächst, um mit Sombarts[136] Worten zu sprechen, „der ausgesprochene Saisoncharakter vieler Industrien (wie z. B. der Hüttenindustrie). Dazu kam der Uebelstand, daß oft eine Unterbrechung der Arbeit eintreten mußte, weil die vorausgehende Stufenarbeit nicht fertig geworden war; das ist die Klage, die uns z. B. bei den Webern häufig begegnet; die Hälfte der Weber mußte gewöhnlich feiern, weil sie kein Garn hatten. Endlich erinnern wir uns noch der zahlreichen Absatzstockungen, von denen die frühkapitalistische Industrie heimgesucht war." Leidlich gelohnte Zwischenbeschäftigung war vielfach nicht zu finden. Umso stärker wurde dies verspürt, als bei der üblichen Haushaltsführung Rücklagen nicht gemacht wurden und in der Mehrzahl der Fälle überhaupt unmöglich waren.

Als einen der frühesten deutschen Sozialreformer nach der 1848er Revolution finden wir den Wiener Dr. Witlacil, der sich uns unter dem Pseudonym „Bewohner Wiens" bereits vorgestellt hat. Er machte im zweiten Bande der Ztschr. d. Ver. f. dt. Stat.[137] höchst originelle „Vorschläge zur Verbesserung der Lage der handarbeitenden Bevölkerung Wiens." Er betont vor allem die Verpflichtung des Staates, „für den Arbeiter wie für jedes andere seiner Glieder zu sorgen, damit er ein möglichst sicheres und genügendes Einkommen habe, das von den Kosten seiner Bedürfnisse nicht überschritten wird; ja, er soll vielmehr in die Lage versetzt werden, daß er etwas für unvorhergesehene Fälle erübrigen kann, dennoch soll der Arbeitslohn allerdings verschieden je nach der Leistung selbst, auf einer Höhe stehen, die dem Arbeiter das Auskommen und bei sparsamer Wirtschaft die Zurücklegung eines Notpfennigs notwendig macht." Auch der Sozialversicherung redete er bereits das Wort. „Ein von den Arbeitern selbst längst gefühltes Bedürfnis sind auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhende Unterstützungs- und Versicherungsanstalten." Er geht sogar soweit, eine Zwangskorpierung zu fordern. „Ungeordnete Massen sind stets furchtbarer als gegliederte, weil mit der Ordnung ein Interesse am Bestehen sich verbindet. Wie daher jeder Stand im Staate eine gewisse Gliederung hat, so soll sie auch der Ar-

136) Mod. Kap. 2. Aufl., Bd. II, S. 831.
137) S. 640 ff.

beiterstand haben; das bisherige Zunftwesen ist wohl ein roher Anfang dazu, schadet aber mehr, als es nützt. Die Arbeiter selbst fühlen das Bedürfnis, eine Art militärischer Ordnung unter sich einzuführen, wie sie dies bei den petitionierenden und danksagenden Aufzügen gezeigt haben. Man erklärte also den Arbeiterstand „als Legion der Arbeiter", teile diese in Corps nach den verschiedenen Gewerben, gliederte die Corps in Kompagnien nach den Wohnbezirken, lasse sie ihre Führer und Chargen wählen, stelle aber die ganze Legion unter die Leitung der Gemeinde und den Oberbefehl eines von dieser bestimmten Oberkommandanten. Man gestatte ihnen Fahnen, Trommeln und Musikbanden, gebe ihnen jedoch weder Uniform, noch Waffen; statt jener erhalte jeder ein einfaches Abzeichen seines Corps; nur bei großen inneren und äußeren Gefahren gebe man ihnen auch Waffen. Der Kurzsichtige und Zaghafte mag vor dieser Organisierung der Arbeiter schaudern; aber es ist zu bedenken, daß bei großen Umwälzungen auch die nicht organisierte Arbeiterschaft massenhaft und mit Notwaffen ausgerüstet auftritt, daß sie dann ungeleitet hereinstürmt, jeder Lenkung, jeder Verständigung unzugänglich." Dr. Witlacil denkt hier an einen Ausbau der Korporationen der handwerksmäßig Geschulten und an eine Angliederung der Ungelernten. Zweck des Ganzen sollte wohl vor allem die Eingliederung auch der Letztgenannten in den Staat und die Weckung eines Staatsgefühls auch bei ihnen sein. Den Ungelernten fehlte damals zweifellos jedes staatsbürgerliche Empfinden. Bei Bernstein lesen wir (Arbeiterbewegung S. 168): „Noch nie hat in der Geschichte eine von jeder Teilnahme an der Regierung ausgeschlossene Klasse, welche immer es war, ein solches Empfinden entwickelt. Der Arbeiter gehorchte dem Gesetz, weil er mußte, und hinterging das unbequeme Gesetz, wo er konnte. Das haben alle anderen Klassen in gleicher Lage gemacht." Dem Staate standen die Ungelernten ganz gleichgültig gegenüber. Für öffentliche Angelegenheiten hatten sie kein Interesse, umfaßte doch ihr „Wir-Ich" nicht einmal die eigene Schicht. Wie sollten sie da im Staate mitreden und mittun können und wollen? Urteilslos fand sie auch die Revolution 1848. Für sie war sie nichts anderes als eine mehr oder weniger willkommene Gelegenheit zur Auflehnung gegen die oft unbequeme Obrigkeit, zur gerechten Vergeltung für

die wirkliche oder vermeintliche Unbill, die sie von den untersten Chargen, mit denen sie allein nähere Fühlung hatten, erlitten hatten. Nur die handwerksmäßig Geschulten ahnten, worum es eigentlich ging. Und auch sie nur mischten sich in die damaligen Ereignisse bewußt ein. Die politische Reife der Angehörigen dieser Schicht kann man erkennen, wenn man die Erklärung, die der Berliner „Verein der Maschinenbauer" nach dem blutigen Handgemenge zwischen Bürgerwehren und Arbeitern am 16. Oktober 1848 veröffentlichte, daraufhin durchsieht. „Die Reaktion will Bürgerkrieg: sie trägt Bedenken, die Demokratie mit offener Gewalt von außen zu bekämpfen, darum will sie dieselbe mit Hinterlist im Innern zerfleischen. Und dieserhalb erklären wir Maschinenbauarbeiter als eherne Spitzen des demokratischen Fortschritts offen und fest entschlossen: Bei dem Ausbruch eines neuen Kampfes zwischen Bürger und Arbeiter stellen wir uns sämtlich unbewaffnet als Schutz- und Trutzwehren der brüderlichen Einigkeit zwischen die kämpfenden Parteien und nur über unsere Leichen führt der unglückliche Weg zum Bruderkampf; wagt aber die Reaktion einen offenen Kampf gegen die gute Sache der Freiheit —, dann, Bürger und Arbeiter! stehen wir bewaffnet mit euch in einer Reihe!" Von den Ungelernten kann Berstein in seiner Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung keinen einzigen anführen, der besondere Um- und Einsicht gezeigt hätte. Von den Erdarbeitern muß er sagen, daß „sie sich zu den Sprengungen radikaler Klubs anwerben ließen, die in jenen Tagen wiederholt stattfanden. Sie lieferten einen Teil der „schwarzen Hundert" der Berliner Revolution."[138] Er weist auch darauf hin, daß sich an dem von ihm gemißbilligten Zeughausturm vom 14. Juni „Elemente" beteiligt hätten, „die wohl zerstörten und plünderten, die Waffen selbst aber ohne weiteres am Platze ließen."[139] Am Verfassungskampfe verstehend teilnehmen konnten die Ungelernten schon deshalb nicht, weil das dazu erforderliche Allgemeinwissen ihnen fehlte. Ein anderes Wissen als das in der Schulzeit erworbene hatten sie nicht. Die Möglichkeit, später hinzuzulernen, war bei ihnen viel geringer als bei den handwerksmäßig Geschulten. Sie befanden sich — soweit gewerblich tätig —, auch im patriarchalischen Dienstverhält-

138) Bernstein, a. a. O. Bd. I, S. 42.
139) Bernstein, a. a. O. Bd. I, S. 53.

nis, nicht in Kulturgemeinschaft mit anderen, die gebildeter waren; sie lasen auch, wenn überhaupt, bedeutend weniger. Schneer wurde von einem über den Bildungsstand der arbeitenden Klassen befragten Geistlichen mitgeteilt: „Die Bildung hängt in der unteren Klasse größtenteils von der Dauer des Schulbesuchs ab, darum darf es nicht befremden, daß Kinder, welche die Schule von 6—14 Jahren regelmäßig besucht haben, in jenem Stande die von ihnen geforderte Bildung haben, während Kinder, welche die Schule nur kurze Zeit besuchten, ihr Lebelang zu Ungebildeten . . . gezählt haben." Und wieviele Kinder gingen damals nur kurze Zeit oder überhaupt nicht in die Schule. Selbst in Städten stand es übel damit. Für Breslau berichtet Schneer, daß „im Jahr 1843 von den 13 842 vorhandenen Schulkindern nur 11 871 die Schulen besucht, also beinahe 2000 keinen Unterricht genossen haben, was sich in dem ungünstigen Verhältnis von ungefähr 1 : 6 darstellt." Für die Bildungsbenachteiligung der Ungelernten ist bezeichnend die Antwort, die Schneer von einem „einsichtigen Altgesellen" bekam, als er ihm wegen einer evtl. Zulassung der Ungelernten zu einem für Breslau geplanten Bildungsverein nach dem Muster der Bildungsgesellschaft für Arbeiter in Hamburg nach seiner Ansicht fragte. „Die Gesellen würden sich dadurch zurückgesetzt finden, weil überhaupt die Verschiedenheiten und Ungleichheiten des Standes in den unteren Schichten der Gesellschaft sich viel schroffer abgrenzen und gegen einander absondern, als in den höheren Klassen."[140] Einer der protestantischen Geistlichen glaubte sogar sagen zu dürfen: „Die Denkkraft ist fast instinktmäßig nur für das gebildet und geübt, was sich unmittelbar auf Befriedigung des tierischen Bedürfnisses und Gelüstes bezieht." Ein katholischer Geistlicher begnügte sich damit, zu sagen: „Der Erwerb des täglichen Brotes ist das erste, Bildung kommt nach." Jedenfalls erfreut sich das Wissen als solches um seiner selbst willen noch keiner allgemeinen Wertschätzung. Freilich lobten die Geistlichen die religiöse Bildung der Arbeiter. Ein Protestant äußerte sich wie folgt: „Die religiöse Bildung ist nicht gering, namentlich bei den evangelischen. Sie ist die Mutter der aufopferungsvollen Liebe, die in den unteren Ständen (!) fast zu Hause ist. Da diese von Jugend auf entbehren gelernt haben, so fällt

140) Schneer, a.a.O. S. 96.

ihnen dieser Liebe Ausübung nicht so schwer als den höheren Ständen. Sie glauben noch und darum tragen sie in Gottvertrauen das Leben." Für allzu weltabgewandt darf man aber die Religiosität wenigstens der Ungelernten nicht halten. Das Gros der Ungelernten dürfte wohl kaum so gedacht haben, wie der alte Hilse in Hauptmanns Webern. „Fer was hätt' ich denn hier gesessen — und Schemel getreten uf Mord vierzig und mehr Jahr? und hätte ruhig zugesehen, wie der dort drieben in Hoffahrt und Schwelgerei lebt — und Gold macht aus mein'n Hunger und Kummer. Fer was denn? Weil ich 'ne Hoffnung hab'. Ich hab' was in aller der Not. (durchs Fenster weisend) Du hast hier deine Parte — ich drieben in jener Welt: Das hab' ich gedacht. Und ich laß' mich vierteeln — ich hab' 'ne Gewißheet. Es ist uns verheißen. Gericht wird gehalten, aber nich mir sein Richter sondern: „mein is die Rache, spricht der Herr, unser Gott." Solcher Art waren nur ganz besonders religiös Veranlagte. Und wohl auch nur in Berufen, die diese Religiosität begünstigten, die zum Grübeln und Spintisieren Gelegenheit gaben. Hilse war ja gelernter Weber. Das Gros der damaligen Ungelernten hatte eine Religiosität von der autochthonen Art jener der Bauern und der noch nicht alt- und superklug gewordenen Jugend. L'Houet[141] erklärt ihr Wesen folgendermaßen: „Gott ist der Jugend, nicht der durch allerlei Menschenlogik Angefochtene und der durch allerlei menschliche Beweise und durch die Zusicherung der Bibel dann glücklich doch wieder Gehaltene. Was ist der Jugend Logik? Gott ist ihr Axiom, über menschliches Leugnen und Beweisen überhaupt erhaben." Die Religiosität der Jugend stützt sich nicht auf Verheißungen, sondern sie ist, um mit L'Houet zu reden: „Bereitschaft und Geneigtheit, überall in der Welt Gottes Spuren und Gottes Wege zu sehen. Geneigtheit, an Gottes Weltordnung auf Schritt und Tritt zu glauben. Bereitschaft, an das Gebot zu glauben und dergl." Oder noch einfacher gesagt: Die Religiosität der Jugend ist Gottes f u r c h t, sie ist der Welt z u - nicht a b gewandt, intuitiv, nicht reflektiert. Schon etwas mehr unter dem Einflusse des Gedankens dürfte die Religiosität der handwerksmäßig Geschulten gestanden haben.

141) a. a. O. S. 170.

Recht erkennen kann man den typischen Ungelernten von damals nur, wenn man berücksichtigt, daß seine Vorfahren einst Hörige waren. Von diesem Standpunkte aus versuchte bereits Fr. Baader in seinem 1835 erschienenen Buche „Über das dermalige Mißverhältnis der Vermögenslosen" ihn zu verstehen. Er sagt[142]: „Wie sie — diese heimat- und eigentumslose Masse — durch Auflösung des Hörigkeitsverbandes in den reichsten und industriösesten Staaten nur relativ ärmer, hilfs- und schutzbedürftig geworden sind, so sind sie in den konstitutionellen Staaten (durch Einführung des bloß auf Gut und Geld oder auf Besitz gegründeten Repräsentativsystems) auch noch zum nicht mehr gehört werdenden Teile des Volks herunter gekommen." Falsch daran ist freilich das „auch noch" und „nicht mehr". Denn als Hörige hat man sie gleichfalls nicht gehört.

Zum Schlusse sei noch die Charakteristik herangezogen, die uns Solger in seiner Schrift „Der Kreis Beuthen in Oberschlesien" (1860) von der slawischen ungelernten Arbeiterschaft dieses Bezirks gibt. Er sagt über diese: „Diese Menschen zeichnen sich aus durch Liebe zum Umherschweifen, zum Schmutz und zu geistigen Getränken .... Doch ist die Trunksucht nicht mehr so allgemein, wie sie vor Jahren gewesen sein soll. Die Bildungsstufe, welche ein Teil dieser Bewohner einnimmt, ist eine sehr niedrige: Sie sind roh, unwissend und mißtrauisch. Dagegen haben sie einen tiefen Respekt vor jeder Art von Autorität, besonders, wenn sie ihnen in der äußeren Gestalt einer Uniform erscheint . . . Sie haben viel Geschick zu mechanischen Arbeiten und begreifen solche Dinge, welche dem Kreise ihrer gewohnten Anschauungen nicht zu fern liegen, leicht und schnell. Allein sie lieben nicht anstrengende Arbeit und strenge Sonderung von Mein und Dein . . . Der hervorstehendste Charakterzug dieses Volks ist der Leichtsinn, vermöge dessen es, unbekümmert um die Zukunft, in den Tag hineinlebt, verbunden mit der den Leichtsinn gewöhnlich begleitenden Gutmütigkeit. Bösartig und rachsüchtig ist es nicht. Es gleicht unartigen Kindern und bedarf in allen Lebenslagen einer fürsorgenden Vormundschaft. Die größte Masse .... ist bei seiner Armut aufs äußerste genügsam, ist zufrieden, wenn sie sich einigermaßen sättigen kann und nährt sich jahrein, jahraus von Zur

142) a.a.O. S. 5.

und Kartoffeln. Erst in neuerer Zeit gehört das Brot zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln . . . . Kommt aber einmal ein Freudentag, an dem ihnen bares Geld in die Hand gezahlt wird, so sind schnell alle Entbehrungen vergessen, und nur dem gegenwärtigen Augenblick lebend, verjubeln sie in einem Tage mehr, als sie in einem Monat verdient haben." Als typisch slawisch fällt uns dabei sehr wenig auf, etwa der heillose Respekt vor der Uniform, das Übermaß von Genügsamkeit und der bodenlose Leichtsinn. Solche Eigenschaften trifft man bei dem deutschen ungelernten Arbeiter nur „temperiert" an. Wesentlich andere Vorstellungen darf man sich aber auch von ihnen nicht machen, so daß man das Bild insgesamt als eine gelungene Karikatur des typisch Ungelernten überhaupt ansehen kann.

4. Kapitel.

Die Lage der deutschen Industriearbeiterschaft ein halbes Menschenalter später.

Neben dieser Handwerker- und Gesindeideologie der Arbeiterschaft trat erst nach einem weiteren halben Menschenalter die kapitalantagonistische proletarische Ideologie ernstlich auf. In dieser Zeit hatte sich das wirtschaftliche Aussehen Deutschlands bereits erheblich geändert. So war der Eisenbahnverkehr inzwischen auf mehr als das zehnfache angewachsen. Die Eisenbahn beförderte beispielsweise in Preußen 1848 Güter im Gewicht von rund 24½ Mill. Ztr. und 1860 solche im Gewicht von rund 296 Mill. Ztr.[143] Den industriellen Aufschwung dieser Zeit geben nach Frantz[144] folgende Zahlen wieder: Preußen hatte

	1861	1846	prozentuale Vermehrung
Feinspindeln	668 389	1 202 877	80
mech. Webstühle	4 603	15 258	231
industr. Dampfmasch.	865	4 899	466
diese hatten Pferdekräfte	12 195	70 104	475

Noch größer als in Preußen war in Bayern der industrielle Aufschwung; denn dort betrug die prozentuale Zunahme bei

143) Adolf Frantz, Handuch der Statistik, 1864, S. 388.
144) a. a. O. S. 337.

den Feinspindeln 543, bei den mech. Webstühlen 491, bei den industr. Dampfmaschinen 554 und bei ihren Pferdekräften 843.

Ueberraschend ist nach dem Vorstehenden die Mitteilung, daß in Preußen betrug die Zahl der

	1846	1861
Handwerker	803 658	1 074 620
Fabrikbevölkerung	629 604	709 064

Auch in Bayern hatte die Zahl der Handwerker beträchtlich zugenommen (um 9,65%), dagegen war hier die Zahl der Fabrikbevölkerung sogar zurückgegangen (um 0,38%).

Frantz bemerkt hierzu: „Natürlich kann nicht gefordert werden, daß die menschlichen Arbeitskräfte sich in der Fabrikindustrie in demselben Maße wie die mechanischen steigern; wohl aber ist zu wünschen, daß die Quote der Bevölkerung, welche bei der Fabrikation tätig ist, sich gleich bleibt, daß die Fabrikbevölkerung in ihrer Vermehrung gleichen Schritt hält mit der allgemeinen Volksvermehrung." Er teilt auch mit, daß im Handwerk fast nur die Zahl der Gehilfen wuchs, während die Zahl der Meister nahezu unverändert blieb. Schon das läßt darauf schließen, daß in der Handwerkertabelle Betriebe angeführt sind, die nicht mehr als reine Handwerksbetriebe, sondern als kleinkapitalistische anzusehen sind. Besonders gilt das für das Baugewerbe, in dem 1846 insgesamt 135 094 und 1861 insgesamt 187 396 Personen beschäftigt wurden, ferner für die Schlosserei, bei der die Zahl der Berufstätigen von 36 333 auf 51 769 stieg, für den Wagen- und Instrumentenbau, für die Drechslerei, Sattlerei, Gürtlerei, die polygraphischen Gewerbe usw.. Das kgl. Statistische Büro Preußens sagt sogar (im 1. Jhrg. des Jahrbuchs für die amtliche Statistik): „Für die Einteilung der Industriezweige im Handwerk und Fabrikation lassen sich heutzutage (1863) keine überall stichhaltigen Gründe mehr anführen." Es wählte darum eine andere Art der Einteilung der „großen und kleinen Industrie" nach Rohstoffen und Zwecken, behielt aber innerhalb dieser Neueinteilung vielfach noch die alte Zweiteilung bei, jedoch nicht ohne auf die dabei unvermeidliche Willkür hingewiesen zu haben. Selbstverständlich sind bei den Handwerksbetrieben wieder (wie 1846) die Heimarbeiterbetriebe mit inbegriffen, die in der Konfektion, der Kleineisenindustrie, der Tischlerei und noch vielen an-

deren Gewerben stark zugenommen hatten. Drittens ist von Bedeutung, daß im Jahre 1861 schon eine stattliche Anzahl Dampf- und sonstige Großmühlen sowie zahlreiche Großbrauereien vorhanden waren, sodaß in den als Fabrikbevölkerung ausgewiesenen Personen viel mehr tatsächliche Fabrikarbeiter enthalten waren als 15 Jahre vorher. Frantz zählt merkwürdiger Weise unter der Fabrikbevölkerung auch die hausindustriellen Weber mit. 1846 betrug ihre Zahl über 148 000 und 1861 über 118 000. Für die Ermittelung der Bedeutung des selbstständigen Handwerks hat dies freilich nichts zu sagen. Wohl aber für das Verhältnis der Fabrik- zur Heimarbeit. Berücksichtigt man schließlich noch, daß die in der Gewerbestatistik sowohl von 1846 als auch von 1861 nicht mitgezählten Berufstätigen des Bergbaues von 1848 bis 1861 von 52 828 auf 115 341 (die Zahl für 1846 ist bei Frantz nicht zu finden), so ist es wohl klar, daß die gesamte Industriearbeiterschaft die im selbständigen Handwerk tätige Bevölkerung 1861 an Zahl bereits weit übertraf. Stark vermindert hatte sich die Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Während diese 1849 noch ganze 52,2% der Gesamtbevölkerung betrug, war ihr Anteil jetzt auf 45,4% zurückgegangen. Absolut hatte sich ihre Zahl fast garnicht verändert.

Fast die Hälfte der für 1861 nachgewiesenen „Fabrikbevölkerung" kam auf die Großbetriebe. Preußen hatte 1861 2096 „Fabriken und sonstige Gewerbsanstalten mit 50 Arbeitern und darüber". Die Zahl ihrer Arbeiter im engeren Sinne belief sich auf 330 057, die ihres „Direktionspersonals" auf 7518 Köpfe.[145] Die durchschnittliche Arbeiterzahl der preußischen Großbetriebe überstieg also bereits 150.

Im Königreich Sachsen übertrafen nach dem aufschlußreichen Aufsatze „Die Bevölkerung des Königreichs Sachsen nach ihrer Beschäftigung und ihrem Erwerbe" im 9. Jhrg. der Zeitschrift des stat. Büros des kgl. sächs. Ministeriums des Innern[146] Bergbau und Hüttenwesen, Fabrik- und Hausindustrie zusammen das selbständige Handwerk im Jahre 1861 um mehr als das Doppelte. Es kamen nämlich auf Bergbau und Hüttenwesen 2,52%, auf die Fabrikindustrie 6,07% und

145) Dr. Engel, Land und Leute des preußischen Staats und seiner Provinzen nach den stat. Aufnahmen Ende 1861 und Anfang 1862, veröffentlicht im dritten Jahrg. der Zeitschr. des kgl. preuß. Stat. Büros 1863, S. 73.
146) S. 75.

auf die Hausindustrie 19,3% der gesamten Erwerbstätigen gegenüber nur 13,79%, die auf das selbständige Handwerk entfielen. Dem gleichen Aufsatze[147] zufolge war hier bereits 1849 das selbständige Handwerk weit zurückgeblieben, aber entfernt nicht in dem Maße, wie 1861. Im Jahre 1849 gab es Erwerbstätige im Bergbau und Hüttenwesen 2,11%, in der Fabrikindustrie 3,334%, in der Hausindustrie 17,67% und im selbständigen Handwerk 14,03%. Die Ausdehnung der kapitalistischen Industrie war sonach weniger auf Kosten des selbständigen Handwerks vor sich gegangen als auf Kosten der Land- und Forstwirtschaft, deren prozentualer Anteil von 34,27 auf 26,77 gesunken war. Die Expansion hatte übrigens noch bedeutend größere Dimensionen, als die Ziffern zeigen. Seit 1849 waren große Teile des städtischen, selbständigen Handwerks in mittelbare Kapitalsabhängigkeit gekommen. Diese sind aber durchweg noch beim selbständigen Handwerk mit gezählt. Wieviele Heimarbeiter mögen zudem noch in der Schicht der Handarbeiter enthalten sein, die sich von 6,38% auf 8,88% seit 1849 vergrößert hat.

Industrie-Aktien-Gesellschaften gab es damals in Preußen 188 mit einem Grundkapital in Höhe von 140,9 Mill. Thlr., in Bayern 53 mit einem solchen von 17 Mill. Thlr. und in Sachsen 44 mit beinahe ebenso hohem Grundkapital (16,8 Mill. Thlr.). Die deutschen Mittel-, Klein- und Freistaaten zählten insgesamt 148 Industrie-Aktien-Gesellschaften mit einem Kapital von 72 Mill. Thlr.[148]

Ueber die industrielle Entwickelung speziell Berlins schreibt Bernstein[149] folgendes: „Die Maschinenfabrikation vor dem Oranienburger Tor waren sämtlich gewachsen, die Wollfabrikation im Osten hatte einen großen Aufschwung genommen, Telegraphenbauanstalten spielten schon eine nennenswerte Rolle, Tonwerke beschäftigten Hunderte von Arbeitern, chemische Fabriken wuchsen zusehends, die Gürtlerei und Lampenfabrikation, der Wagenbau und die Sattlerei werden verschiedentlich in großem Stil betrieben. In den 15 Jahren von 1845 bis 1860 hatte sich Berlin von 380 000 auf 493 000 Einwohner vermehrt. 1860 wird das Weichbild durch Hineinziehen von Moabit vergrößert, sodaß es

147) S. 74.
148) Frantz, a. a. O. S. 622.
149) Gesch. d. Berliner Arb.-Bewegung, S. 26.

528 000 Seelen umfaßt. In den folgenden 5 Jahren ... wächst die Stadt auf 657 000 Einwohner. Eine reißend schnelle Vermehrung, wie man sie nie zuvor gekannt hatte und von der der Hauptteil auf die Lohnarbeiterschaft entfällt. „Das Tempo der Industriealisierung Berlins kann man auch aus den „Statistischen Notizen aus der Verwaltung des kgl. Polizeipräsidiums zu Berlin für das Jahr 1862", abgedruckt im 3. Jahrgang der Zeitschrift des kgl. preuß. stat. Büros[150] ersehen. Ihnen zufolge erteilte man im Jahre 1862 Bauerlaubnisscheine zu Fabrikgebäuden 25, zu Dampfkesselanlagen (mit zusammen 664 Pferdekräften) 40. An erheblichen gewerblichen Anlagen wurden 1862 ausgeführt 4 Dampfschneidemühlen, 3 Pappenfabriken, 1 Maschinenfabrik, 1 Tuchfabrik, 1 Wollfabrik, 1 Spinnerei, 1 Seidenzwirnfabrik, 1 Gummifabrik, 1 Tabakfabrik, 1 Spritfabrik, 1 Harmonikafabrik usw. Daß die Fabriken förmlich wie die Pilze aus dem Boden wuchsen, ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß dazu noch verhältnismäßig wenig Anlagekapital benötigt wurde. Darüber kann man sich wohl am besten informieren in den „Beiträgen zur Statistik der in den geschlossenen Etablissements mit mechanischen Mitteln betriebenen Industriezweigen Sachsens im Jahre 1861", abgedruckt in der Zeitschrift des stat. Büros des kgl. sächs. Ministeriums des Innern 9. Jahrgang.[151] Das gesamte in Sachsen angelegte feste Kapital belief sich danach auf schätzungsweise 30 Mill. Thlr. Von diesen 30 Mill. Thlr. kamen 18 Mill. Thlr. auf das Maschinenkapital. Daran hatte die Textilindustrie allein einen Anteil von 14 Mill. Thlr. „Von jenem Maschinenkapitale sind, da seit 1846 die Baumwollspinnerei um 50%, die Kammgarnspinnerei um das Doppelte, die Streichgarnspinnerei um das Vierfache zugenommen hat, mechanische Weberei, Strumpfwirkerei, Stickerei, Flachsspinnerei, aber überhaupt erst seitdem entstanden sind, überdem endlich viele ältere Etablissements große Umgestaltungen erfahren haben, mindestens 10 Mill. erst seit 1846 oder eigentlich seit 1849 aufgewendet worden."[152] Die damalige Zunahme der Mechanisierung der gewerblichen Arbeit tritt auch in der Verteilung der Berufstätigen auf die einzelnen Gewerbe in

150) S. 129.
151) S. 21 ff.
152) a. a. O. S. 25.

Erscheinung. Nach dem Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staats 1863 waren tätig:

	1846	1861
in der metallurg. Industrie	27 102	57 116
in der Maschinenfabrikation	37 395	73 302
in der Fabrikation von Instrumenten	6 447	9 720
in der Fabrikation von Metallwaren	135 042	172 009
in der mineralurg. Industrie	64 681	100 158
in der Fabrikation chem. und pharmazeut. Produkte	14 826	31 735
in der Fabrikation von Konsumtibilien	189 422	276 873
in der Textilindustrie:		
a) Bereitung von Gespinsten und Geflechten	40 504	66 759
b) Weberei, Zeug- und Bandwarenmanufaktur	200 135(?)	203 444
c) Zurichtung von Geweben u. dergl.	34 933	35 687
in der Fabrikation von Kleidung, Wäsche, Putz, Toilette	127 472	168 788
in der Erzeugung von Leder und Lederarbeiten, Gummi-, Filz- u. Pelzwaren	170 520	195 676
in der Erzeugung von Holz-, Horn-, Fischbein-, Elfenbein- und ähnl. Waren	123 971	153 594
in der Erzeugung und Verarbeitung von Papier, Pappe und ähnl. Material	16 747	22 886
in dem polygraphischen Gewerbe	6 742	12 038
in dem Baugewerbe	135 094	187 396
in den übrigen Industriezweigen	12 788	18 964
insgesamt:	1 343 821	1 786 145

Dem ist zu entnehmen, daß dort, wo die Mechanisierung der gewerblichen Arbeit am weitesten vorgeschritten war, die Berufstätigen am wenigsten zugenommen hatten. Das kann man besonders von der Textilindustrie sagen. Mit dieser Stagnation ging parallel ein besonderes Anschwellen der Berufstätigen jener Industrien, die der Mechanisierung die Wege ebnen. So gab es in der Maschinenfabrikation 1861 doppelt soviel Menschen wie 1846. Ebenso in der metallurgischen Industrie (Schwerindustrie). Zum Vergleich ziehe man auch das weiter oben über den Bergbau Mitgeteilte heran

Mit der fortschreitenden Mechanisierung und Urbanisierung der Industrie machte auch die gewerbliche Frauenarbeit erhebliche Fortschritte. In welchem Maße sie anwuchs, zeigt der bereits erwähnte Aufsatz über „Die Bevölkerung des Königreichs Sachsen nach ihrer Beschäftigung und ihrem Erwerbe" besonders deutlich. „Wenn man die Bevölkerung von 1849 mit der von 1861 vergleicht, so ist sie von 100 in 1849 auf 117,5 in 1861 gestiegen. Vergleicht man aber die Selbsttätigen allein, so beträgt das Wachstum für die männlichen Selbsttätigen 118, für die weiblichen 125,9 (!) für beide 120,6. Geht man etwas näher ein, so findet man, daß fast zwar überall eine solche Zunahme der weiblichen Selbsttätigen bemerkt werden kann, vorzugsweise aber trifft sie die Klassen der Fabrikarbeiterinnen, der Hausindustrien und der freien Handarbeiten. Etwas mag hierzu die größere Bestimmtheit der Angaben in den Listen von seiten der Bevölkerung, welche bei der Zählung von 1861 zu beobachten ist, beigetragen haben. Aber eine auf Notwendigkeit beruhende, stärkere Beteiligung des weiblichen Geschlechts am selbständigen Erwerbe durch Arbeit und eine damit korrespondierende Vermehrung der Gelegenheit zur Beschäftigung von Frauenhänden in den geschlossenen Etablissements der Textilindustrie ist unverkennbar. Wenn die neue Gewerbegesetzgebung der Erfüllung dieses Bedürfnisses durch alle Gewerbegebiete freien Spielraum gewährt hat, so ist zu erwarten, daß diese Zunahme weiblicher Selbsttätigkeit bei einer nächsten Zählung noch stärker hervortreten werde." Noch interessanter ist die Verschiebung in der Verteilung der Frauenarbeit auf die einzelnen Erwerbszweige. Im Jahre 1849 entfielen von 100 erwerbstätigen Frauen auf die Land- und Forstwirtschaft 39,41, auf den Bergbau und das Hüttenwesen 0,01, auf die Fabrikindustrien 3,43, auf die Hausindustrie 18,87, auf den Handwerksbetrieb 0,57, auf das freie Gewerbe 0,38, auf Handarbeit 11,26; im Jahre 1861 dagegen nur 29,68 auf die Landwirtschaft, aber 0,05 auf Bergbau und Hüttenwesen, 6,69 (!) auf die Fabrikindustrie, 22,57 auf die Hausindustrie, 0,77 auf das Handwerk, 0,56 auf das freie Gewerbe und 14,56 auf die Handarbeiten. Während von sämtlichen erwerbstätigen Frauen 6,69% auf die Fabriken kamen, betrug der entsprehende Anteil der erwerbstätigen Männer nur 5,73%, bei denen noch die Fabrikation selbst und ihr Direk-

tionspersonal mitgerechnet wurden. Insgesamt waren im Gewerbe tätig im Königreich Sachsen im Jahre 1861 179 558 Frauen und 417 554 Männer. In der Textilindustrie gab es 100 592 weibliche und 145 329 männliche Erwerbstätige. Nicht bloß in der Strumpfwirkerei sondern auch in der Spinnerei waren in der Mehrzahl weibliche Arbeiter beschäftigt. In der Spinnerei waren tätig 9296 weibliche und nur 7214 männliche Arbeiter, in der Strumpfwirkerei 14 552 weibliche und 12 948 männliche, in der Näherei und Stickerei 14 252 weibliche und 777 männliche und in der Spitzenfabrikation gar 22 936 weibliche und 1530 männliche Arbeiter. Bringt man noch die Kinder in Abzug, so wird das Verhältnis für die männlichen Arbeiter noch viel schlechter.

Völlig unzureichend sind die Angaben der preußischen Statistik über die Frauenarbeit. Für uns hat nur die Feststellung Wert, daß in den Großbetrieben neben 253 345 männlichen Arbeitern 76 712 weibliche beschäftigt waren.

Auch über die Kinderarbeit unterrichtet nur die sächsische Statistik. Freilich erfaßt auch sie nur die in Etablissements arbeitenden Kinder und wohl auch sie nicht vollständig. Dennoch sind für ganz Sachsen 6513 Knaben und 7710 Mädchen unter 14 Jahren als im Gewerbe tätig angegeben, von denen der allergrößte Teil (5234 Knaben und 6545 Mädchen) auf die Textilindustrie entfällt. Das Hauptkontingent ist hier nicht zu finden bei der Spinnerei sondern der Strumpfwirkerei. Daran schließen sich an die Weberei und die Spitzenfabrikation. Erst dann kommt die Spinnerei an die Reihe, in der auch noch 869 Knaben und 580 Mädchen arbeiteten.

Die Mechanisierung der gewerblichen Arbeit bescherte der Industriearbeiterschaft stellenweise eine Verlängerung der Arbeitszeit. So erzählt Thun[153] von einem Weberstreik in Eupen aus dem Jahre 1850 zur Abwehr einer Verländerung der Arbeitszeit um eine Stunde. Wo die Arbeitszeit nicht verlängert wurde, da arbeitete man schon vorher berüchtigt lange. In der Textilindustrie war der Zwölfstundenarbeitstag Regel. Er bedeutete für viele, insbesondere die nicht Ortsansässigen, einen 14-stündigen Aufenthalt in dem stauberfüllten, überhitzten Raume. Vorher und nachher war sehr oft ein weiter Weg zurückzulegen, der je nach der Kon-

153) Die Industrie am Niederrhein, Teil I, S. 33.

stitution nützlich oder schädlich war. Von den Aachener ländlichen Textilarbeiterinnen schreibt Thun[154]: „Stellt man sich im Sommer um 7 oder 8 Uhr abends vor das Sandkaultor, so sieht man die Stadt sich entladen und in langen Zügen die Arbeiterinnnen ihren heimatlichen Dörfern zueilen, ihnen entgegen strömen die städtischen Mädchen, die auf dem Lande beschäftigt sind ... Am linken Arm hängt der grünlackierte Blechkorb, in welchem sie ihre Nahrung mitgebracht haben, die einen munter sich unterhaltend, die anderen auch jetzt nach vollbrachtem Tagewerk eifrig am Strickstrumpf beschäftigt. Sie haben oft eine Stunde weit zu gehen, und dieser weite Gang am Morgen und Abend, die kräftigere Nahrung und bessere Wohnung geben den Landkindern ein gesünderes Aussehen als den städtischen Fabrikmädchen." Daß man auch in den Berliner Webereien 12 Stunden zu Beginn der 60er Jahre arbeitete, betont Bernstein (am letztangeführten Orte S. 126). Zur Verlängerung des Arbeitstages trug damals aber auch noch die Bergbaufreiheit bei, die 1860 erklärt wurde. Sie hatte allgemein eine Schichtenverlängerung zur Folge. Bei Hue finden wir diesbezüglich zitiert Franz Genecke, der sich 1912 in der München-Gladbacher „Sozialen Kultur" wie folgt äußerte: „Als dann aber 1860 der freie Arbeitsvertrag eingeführt wurde, machte man in Oberschlesien vielfach aus der Achtstunden- eine Zehn-, Elf- ja Zwölfstundenschicht. Die amtliche Denkschrift anläßlich des Bergarbeiterstreiks 1889 stellte fest, daß vielfach die zwölfstündige Schicht unter Tage überschritten wurde." Im Revier Waldenburg wurden vor dem Streike 1869 gar 16-stündige Schichten verfahren, wie das Hirsch-Dunckersche Zentralblatt „Der Gewerkverein" meldet. „Damit die Belegschaft nicht zu früh ausfahre, verschloß man die Schachtzugänge bis zur Beendigung der Ueberschichten. Die Arbeiter klagten darüber, die Pferde hätten eher Schicht machen dürfen als die Menschen."[155]

Durch die Urbanisierung der Industrie löste sich allmählich die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch so enge Verbindung der Industrie mit der Landwirtschaft. Ein immer kleinerer Teil der Arbeiterschaft arbeitete zugleich in Industrie und Landwirtschaft. Selbst die ländliche Hausindustrie

154) a. a. O. S. 63.
155) Hue, a. a. O. S. 157.

konnte dieser rückläufigen Tendenz nicht entgehen. Wenigstens teilt dies Thun[156] für die 70er Jahre mit „In der Nähe der größeren Orte ist die Grundrente schon in dem Maße gestiegen, daß der Besitz oder sogar die Pachtung eines Landstücks verhältnismäßig selten sind; je weiter in die Berge, desto mehr wird es die Regel, daß der Arbeiter neben seiner Wohnung einen Garten oder ein Feld gepachtet hat oder gar besitzt und darauf seinen eigenen Bedarf an Kartoffeln baut; auch hält er sich wohl ein bis zwei Ziegen." Er führt aus der von ihm im Superlativ gerühmten Arbeit Ollendorffs „Der Einfluß der Beschäftigung auf die Lebensdauer des Menschen" (1878) eine Tabelle über den Solinger-Remscheider Industriebezirk an, aus der ersichtlich ist, daß von 2272 Schleifern 60 und von 8933 Eisenarbeitern 118 in der Landwirtschaft nebenbeschäftigt waren. Eine Gast- und Schankwirtschaft betrieben 48 bezw. 80, Krämereien 29 bezw. 79, sodaß insgesamt nur 6,7% der Schleifer und 3,5% der Eisenarbeiter eine Nebenbeschäftigung hatten. Das jähe Anwachsen der städtischen Bevölkerung in den 50er Jahren geht recht anschaulich hervor aus dem ersten Jahrgang des Jahrbuchs für die amtliche Statistik des preuß. Staats.[157] An Stelle von 1000 Personen im Dezember 1816 waren vorhanden

	im Dez. 1849	im Dez. 1858
in sämtlichen Städten	1 590	1 817
auf dem gesamten platten Lande	1 575	1 672
im Reg.-Bez. Düsseldorf:		
in den Städten	1 926	2 799 (!)
auf dem platten Lande	1 339	1 299 (!)
im Reg.-Bez. Köln:		
in den Städten	1 864	2 252
auf dem platten Lande	1 411	1 491
im Reg.-Bez. Aachen:		
in den Städten	1 455	1 745
auf dem platten Lande	1 301	1 361

Daraus geht hervor, daß bis zur Mitte des Jahrhunderts im gesamten Staatsgebiet die städtische Bevölkerung prozentual nicht beträchtlicher wuchs als die ländliche, wogegen in den 50er Jahren die städtische Bevölkerung doppelt so

156) a. a. O. Teil II, S. 150.
157) S. 110.

schnell zunahm wie die ländliche. In den rheinischen Industriebezirken hatte sich freilich schon vor der Mitte des Jahrhunderts die städtische Bevölkerung prozentual viel stärker vermehrt als die ländliche. Doch übertraf das weitere Wachstum in den 50er Jahren das vorangehende erheblich. In 9 Jahren stieg hier die städtische Bevölkerung annähernd um dieselbe Menge an wie zuvor in 33 Jahren. Die Zahl der ländlichen Bevölkerung vermehrte sich in diesen 9 Jahren, wo überhaupt, nur unbedeutend. Im Reg.-Bez. Düsseldorf ging sie sogar zurück.

Die Ballung der Industrie in Städten und Industriebezirken hatte auch eine im Verhältnis zu früher weitgehende Angleichung der Lohnsätze der einzelnen Fertigkeiten zur Folge. Das zeigte u. a. die vom großen Berliner Handwerkerverein im Frühjahr 1864 veranstaltete Enquete. Festgestellt wurden für Bäcker 1 1/6 bis 3 Thlr. Wochenlohn bei freier Station, für Böttcher 4 bis 5 Thlr. bei Stundenlohn, 7 bis 8 Thlr. bei Akkordsätzen, für Buchbinder 3½ bis 4 Thlr. für in der Buchbinderei arbeitende Frauen 2 Thlr., für Buchdrucker bezw. Schriftsetzer 5 Thlr., bei Zeitungen mehr, für Drechsler 3½ bis 7 Thlr., im Durchschnitt 4 bis 5 Thlr., für Gürtler 3½ bis 4 Thlr. oder bei freier Station 1 1/2 bis 1 2/3 Thlr., für Klempner 4 bis 5 Thlr., für Anstreicher 4 bis 4½ Thlr., für gelernte Malergehilfen bis zu 7 Thlr., für Maschinenbauer im Akkord zwischen 12 bis 13 Thl. (!), für Maurer im Sommer 3 bis 4½ Thlr., im Winter bis 3 1/2 Thlr., für Mechaniker 4 bis 5 Thlr., für Sattler im Durchschnitt 4 Thlr., bei freier Station 1 1/6 Thlr., für Schlosser und Schmiede 4 Thlr., für Schneider durchschnittlich 4, höchstens 5 Thlr., für Schuhmacher 2½ bis 4 Thlr., wovon noch ca. 10 Sgr. für Auslagen zu verwenden waren, für Tischler 3½ bis 5 Thlr., auf geschweifte Arbeit mehr, für Töpfer 4 Thlr., für Weber 2½ bis 4 Thlr. (!), für Spulerinnen 1⅓ bis 1 5/6 Thlr., für Zimmerer 4 bis 4½ Thlr., wovon auch 7 1/2 Sgr. für Werkzeuge abgerechnet wurden. Im Verhältnis zu früher weitgehend angeglichene Löhne fand auch L.H.W. Jacobi für den Reg.-Bez. Arnsberg im Jahre 1857. Dort zahlte man Mittelsätze pro Woche

	in Höhe von			
in den Metallhütten	2	Thlr.	9	Sgr.
„ „ Drahtziehereien	2	„	13½	„
„ „ Ahlenfabriken	2	„	14½	„
„ „ Holzschrauben-, Nägel- etc. Fabriken	2	„	22½	„
„ „ Knopffabriken	2	„	27	„
„ „ Eisengießereien	2	„	27	„
„ „ Hammerwerken	3	„	12	„
„ „ Maschinenfabriken	3	„	15	„
„ „ Zinn-, Britannia-, Metallfabriken	3	„	15	„
„ „ Messingwerken	3	„	24	„
„ „ Eisenhütten	3	„	24	„
„ „ Schleifwerken, Nadelschleifereien	4	„	—	„
„ „ Panzerfabriken	4	„	—	„
„ „ Näh-, Stricknadelfabriken	4	„	10	„
„ „ Weißblechfabriken	4	„	15	„
„ „ Eisen- und Stahlwarenfabriken	4	„	27	„
„ „ Puddlings- und Walzwerken	5	„	15	„
„ „ Silber- und Neusilberfabriken	6	„	21	„
„ „ Bronzefabriken	7	„	7½	„

Noch deutlicher zeigt sich die Ausgleichung in den Mindest- und Höchstsätzen. Die Mindestsätze liegen fast sämtlich nahe bei 2 Thlr. Nur bei den Panzerfabriken (keine Frauenarbeit!) konnte der Mindestsatz auf 3 Thlr. steigen. Im Gegensatz hierzu betrug der Mindestsatz in den Knopffabriken nur $^4/_5$ Thlr. (Kinderarbeit!) Die Höchstsätze hielten sich in $^2/_3$ der gesamten Industrien zwischen 5 und 7 Thlr.. Bei den Silber- und Neusilberfabriken und den Bronzefabriken kamen sie freilich auf 12 Thlr., bei den Metallhütten dagegen auf 3 Thlr. Die Höchtsätze der Silber-, Neusilber und Bronzefabriken sind zu erklären aus dem Seltenheitswert der betreffenden Fertigkeiten und die der Metallhütten aus dem Fehlen der Facharbeiter. 3 Thlr. waren nämlich der an Ungelernte gezahlte Maximallohn. Wir fanden ihn auch bei den Panzerfabriken als M i n d e s t s a t z, da hier nur hochbezahlte, Ungelernte verwendet werden. In sämtlichen metallurgischen Industrien hat die Frauen- und Kinderarbeit nur eine geringe Bedeutung. Dementsprechend stellte Jacobi auch erheblich niedrigere Mittelsätze pro Woche in jenen Industrien

fest, in denen die Frauen- und Kinderarbeit weit mehr eingedrungen ist. Man zahlte

in Zwirnereien	1	Thlr.	10	Sgr.
in Wollspinnereien	1	„	22½	„
in Seifen-, Lichterfabriken	2	„	—	„
in Schwammfabriken	2	„	—	„
in Gerbereien	2	„	21	„
in Leimsiedereien	2	„	24	„
in Tuchfabriken	3	„	1	„
in Band-, Schnur- etc. Fabriken	3	„	—	„
in Papierfabriken	3	„	—	„
in Färbereien, Druckereien	3	„	6	„
in Tabakfabriken	3	„	12½	„
in Ziegeleien	3	„	13½	„
in chemischen Fabriken	3	„	15	„

In ⅔ dieser Industrien zahlte man Höchstsätze, die dem durchschnittlichen Höchstsatze der metallurgischen Industrien wenig nachstanden. Im restlichen Drittel betragen allerdings die Höchstsätze nur $1^5/_6$ bis $3^1/_5$ Thlr. Dieses Drittel verwendete aber nicht Facharbeiter, deren Fertigkeiten von der Technik noch nicht entwertet waren. Den niedrigsten Höchstsatz zahlte man in den Zwirnereien. Die Mindestsätze halten sich hier auf ca. $1^2/_5$ Thlr., dem Durchschnittslohn der Arbeitermädchen. In den Ziegeleien steigt er auf $2^2/_5$ Thlr an, dort arbeiteten nämlich keine Frauen. In den Zwirnereien und Tabakfabriken fällt er auf $^5/_6$ Thlr., den Mindestsatz für Kinderarbeit.

Um 1860 herum unterlagen die Löhne bereits so gut wie ganz dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Dies betont die Breslauer Handelskammer in ihrem Berichte für das Jahr 1864: „Das Verhältnis zwischen Arbeit und Lohn beruht auf festen, volkswirtschaftlichen Grundsätzen und wird durch Bedarf und Angebot geregelt, wobei die Konkurrenz anderer Länder einen wesentlichen Faktor bildet."

Gerade deswegen mußten fürs erste die Lohnsätze der Ungelernten tief stehen bleiben. Auf diesem Teile des Arbeitsmarkts war ein Überangebot vorhanden.

Bedenkenlos zogen die Fabrikanten aus der ihnen günstigen Lage des Arbeitsmarkts Nutzen. „In der Regel," sagt Thun[158] ließen die Fabrikanten sich bei der Besprechung der

158) a. a. O. Teil I, S. 35.

Lage ihrer Arbeiter in Schimpfereien über dieselben ergehen und bekundeten keineswegs, daß sie geneigt waren, irgend ein Opfer zu ihrer moralischen und physischen Hebung zu bringen. Stellte der Fabrikinspektor ihnen vor, daß ein Arbeiter mit 7—9 Groschen für zwölfstündige Arbeit kaum die notwendigsten Bedürfnisse bestreiten konnte, so lautete die Antwort in der Regel: „Wenn sie mehr erhalten, so versaufen sie mehr" oder „sie werden üppig" oder „verlieren die Lust zum Arbeiten". Eine rühmliche Ausnahme machte Pönsgen in Gemünd, welche umsomehr anzuerkennen war, als er hohe Frachten für Kohle und Waren hatte. In seiner Drahtzieherei erhielt ein Arbeiter durchschnittlich 25 Groschen täglich, in der Ewchweiler Drahtkompagnie nur 12½ Groschen, wovon nach Erklärung des Direktors die Arbeiter leben konnten: Bekämen sie mehr, so würden sie „mehr verzehren" und die Arbeit versäumen. Dieselbe Gesellschaft hatte 1857 : 20%, 1858 : 15% Dividende verteilt. „Noch schlimmer als die Ungelernten fühlten das Marktgesetz nach wie vor jene handwerksmäßig Geschulten, deren Fertigkeiten durch den technischen Fortschritt wertlos gemacht worden waren. Der Teil der Weber, über den die Zeit hinweggegangen war, erhielt noch weniger als das Gros der Ungelernten, dafür der erheblich mehr, dessen Fertigkeiten man noch brauchte (Seidenweber!). Das ersieht man deutlich aus der Lohntabelle im 4. Jahrgang (1864) der Zeitschr. d. Kgl. preuß. stat. Büros.[159] Als W o c h e n verdienst wird dort angegeben:

für die Weber grober Leinenwaren im Kreise Bolkenhain	20— 25 Sgr.
für die Hausweber von Barchendwaren im Kreise Reichenbach	20— 45 Sgr.
für die Fabrikweber im Kreise Sangerhausen	50— 60 Sgr.
für die Fabrikweber im Kreise Erkelenz	60— 75 Sgr.
für die Seidenweber auf dem Lande im Kreise Neuß	90—120 Sgr.
für die Seidenweber im Kreise Düsseldorf	125—150 Sgr.

In Gladbach erzielten die Seidenweber gar täglich 30 Sgr. Sie erarbeiteten sich also an einem Tage soviel wie die schlesischen Gebirgsweber in einer ganzen Woche. Eine Petition der schlesischen Weber beim König um Abhilfe ihrer Not

159) S. 128.

durch Staatshilfe, die sofort von der Breslauer Handelskammer mit großer Schärfe bekämpft wurde, war sie doch in ihren Augen eine Todsünde wider den heiligen Geist des Manchestertums, hatte bei dem vorurteilsfreien Ministerium des Innern den Erfolg, daß die Landräte der betreffenden Kreise zu einer gutachtlichen Aeußerung über die anhaltende Webernot aufgefordert wurden. Unter den erstatteten Gutachten fällt das des Bolkenhainer Kreises durch besondere Einsicht auf. Es nennt als Ursache des anhaltenden Notstandes den Konservativismus der schlesischen Weber. „Die Unveränderlichkeit in der Weberei, sowohl in den Mitteln zu derselben wie in dem Wesen der Weber selbst, verleiht diesem Gewerbe einen eigentümlichen Charakter und macht die Weberbevölkerung zu einer besonderen Klasse der Gebirgsbewohner. Der Weber läßt sich durch keinerlei Beweggründe aus dieser Beschäftigung und aus dem althergebrachten Gange derselben herausdrängen. So traurige Zeiten auch schon über diese Leute hereingebrochen sind, sie begnügen sich lieber mit dem geringsten, was der Mensch an Nahrung und so weiter bedarf, als daß sie eine andere Beschäftigung suchten. Schon von früher Jugend an werden die Mitglieder der Familien zur Arbeit am Webstuhle angehalten; sie erlernen fast keinen Handgriff als denjenigen, der nötig ist, den Webstuhl in Bewegung zu setzen. Diese Gewohnheit hat einen großen Anteil an der Beharrlichkeit dieser Leute, bringt sie aber auch in die Notwendigkeit, eben nur dieser Beschäftigung sich zu widmen; denn wie sie eben etwas anderes als weben nicht erlernen, so ist auch ihr Körper zu einer anderen Arbeit untauglich geworden, und es ist Tatsache, daß Versuche einzelner Weber, durch Tagearbeit ein höheres Einkommen sich zu verschaffen, fast immer mit der Rückkehr an den Webstuhl endeten, weil der Körper die härtere Arbeit nicht aushielt. Aber auch in der Art des Gewerbebetriebs hängen diese Leute am Alten; Verbesserungen der Webstühle finden bei ihnen den schwersten Eingang und müssen vom Arbeitgeber gewissermaßen zwangsweise eingeführt werden.“ Bei passender anderer Arbeit kam es zur Ablösung von der Weberei trotzdem. So konnte der Bunzlauer Landrat berichten: „Die Zahl der Weber und die von ihnen beschäftigten Webstühle hat bedeutend (!) abgenommen.“ Nur, wo solche absolut nicht

zu erlangen war, drängte sich die Bevölkerung vor den Magazinen der Textilhandlungen „schon in frühester Morgenstunde". Ein „Schrecken ohne Ende" drohte es zu werden, da, wie aus Reichenbach dem Ministerium gemeldet wurde, die Fabrikation der Gewebe „schwunghaft" und „mit Gewinn für den — Unternehmer" in Gang war. An Einfalt nicht zu übertreffen ist das, was Frantz[160] über die Weberlöhne sagte: „Die Produkte der Textilindustrie gehören zu den Stoffen des allgemeinen Bekleidungsbedürfnisses; jeder Lohnaufschlag ist ein Preisaufschlag derselben und schränkt mehr oder weniger die Konsumtion jener Produkte ein und steigert, wenn (!) er dauernd ist, auch die Preise anderer Produkte. Diese Wirkung zeigt sich hierbei, wenn auch nicht in demselben Grade und Umfange, ebenso wie bei der Preissteigerung des Getreides. Was also die Spinner und Weber bei einer Lohnerhöhung an Lohn gewinnen würden, ginge ihnen (!) wieder durch andere Preissteigerungen verloren." Ohne Weberelend also keine Prosperität der Volkswirtschaft! Dieses Elend wurde dadurch besonders groß, daß gerade diese Aermsten der Armen die Wirtschaftskrisen am meisten spürten. Uebereinstimmend berichten dies mehrere der Landräte. So stellt beispielsweise der Landrat von Lauban in seinem Berichte fest: „In neuerer Zeit hat dieser traurige Zustand einen noch höheren Grad dadurch erreicht, daß aus Anlaß der Baumwollkrisis ein großer Teil der Weber ohne Beschäftigung ist." Die Baumwollkrisis von damals war zwar eine Sonderkrisis der Baumwollindustrie im Gefolge des Sezessionskrieges in der Union. Doch auch allgemeine Wirtschaftskrisen trafen besonders schwer die Weber. Geradezu katastrophale Wirkungen übte die Krisis von 1857 unter der rheinischen Weberbevölkerung aus. Bei Thun[161] findet man darüber Auszüge aus einem „trefflichen" Bericht des Aachener Fabrikinspektors. „Als Nahrung nahmen die Fabrikarbeiter fast ausschließlich ein Stückchen Brot und sogen. Kaffeewasser, am Morgen, Mittag und Abend oder zur Abwechselung vieleicht einige Kartoffeln mit Oel zubereitet ein, daraus erklärt sich auch ihr skrofulöses Aussehen. Für Aachen war noch besonders zu bemerken, daß das Schwarzbrot, wie dasselbe zum Verkauf

160) Handbuch der Statistik, S. 538.
161) a. a. O. S. 34.

gelangte, demjenigen, welches im Arresthause gebacken wurde, an Qualität und Nahrungsfähigkeit um mindestens ein Drittel nachstand. Neben der spärlichen Kost wurde dann zum Branntwein gegriffen, und es bedurfte der schwache Körper einer sehr geringen Quantität, um arbeitsunfähig zu werden. Die Fabrikanten hatten natürlich gleichfalls weniger Bestellungen; einige verdienten auch so wenig, daß sie eben nur die Betriebs- und Amortisationskosten decken konnten. Das hatte aber in den meisten Fällen nichts zu sagen, da sie bei der vorhergegangenen günstigen Konjunktur unglaubliche Gewinne erzielt hatten." Leichter als die vielen, allzu vielen Weber und Ungelernten hatten es in kritischen Zeiten die dringend benötigten Facharbeiter. Diese bezeichnet Thun[162] als „die wohlhabenden tüchtigen Arbeiter, welche auch noch bei Krisen Arbeit finden."

Von diesem Teil der Facharbeiter berichtet auch Bernstein aus Berlin: „Gegen die Löhne von 1848 weisen die zu Beginn der 60er Jahre gezahlten nicht unerhebliche Steigerungen auf. Indes waren auch gleichzeitig die Preise der Lebensmittel sehr merkbar gestiegen, sowohl die Getreidepreise wie auch die Fleischpreise des Jahrzehnts von 1861 bis 1770 weisen gegen die des Jahrzehnts 1841 bis 1850 in Preußen eine Steigerung von über 25% auf. Höchstens von einer sehr kleinen Aristokratie der Arbeiter konnte man sagen, daß ihre Lage sich merklich gebessert hatte." Der Nominallohn hatte sich übrigens nicht bloß in Berlin sondern in ganz Deutschland gehoben. „Die Fabrikarbeiterlöhne", schreibt Frantz[163] „sind überall (!) in den drei letzten Dezennien bedeutend gestiegen." Aber auch er läßt es dahingestellt sein[164], ob die Reallöhne gestiegen sind.

Eine Bestätigung finden diese Zweifel in der Konsumtionsstatistik. Nach einer von Dieterici in seinem Buche „Der Volkswohlstand in Preußen" (1846) auseinandergesetzen Methode errechnete oder besser schätzte das preuß. stat. Büro den durchschnittlichen Verbrauchswert in Silbergroschen pro Kopf

---

162) a. a. O. S. 62.
163) a. a. O. S. 536.
164) a. a. O. S. 536.

	für 1849	für 1863 auf
bei Getreide, Mehl, Erbsen	240	300
bei Fleisch	100	124.25
bei Bier	9	9
bei Branntwein	24	34
bei Wein	16	14.21
bei Reis	2.25	4.92
bei Zucker	35	36
bei Kaffee und Surrogaten	20	32
bei Gewürzen und Südfrüchten	4	4.16
bei Salz zur Nahrung	17.50	16.36
bei Tabak	7.50	14.46
bei Tuch und Tuchwaren	45	94.50
bei Leinwand	37.50	36
bei Baumwollwaren	80	66.45
bei seidenen Waren	16.50	16.87
bei Leder	27	9.87
bei Kartoffeln	120	170
bei vorstehenden Verzehrungs- und Verbrauchsgegenständen insgesamt	801.25	983.05
an Wohnungsmiete und Geschäftsgelaß	145	157.14
an Holz-, Heiz- und Kochmaterial pro Familie 3 Klafter Holz	60	75
bei Erleuchtung (tägl. 1 Sgr.)	72	72
an Seife zum Reinigen der Wäsche wöchentlich 1 Pfund pro Familie	31.20	31.20
an Butter, Käse, Milch, Eier, grünem Gemüse etc. (tägl. 1½ Sgr. pro Familie)	108	108
an direkten Abgaben an den Staat	37.87	42.75
an Kommunalabgaben (pro Familie 2 Thlr.)	12	12
bei Objekten für Erholung etc.	22.68	28.86
insgesamt	1 290	1 510

Dazu bemerkt das stat. Büro in seiner Zeitschrift[165]: „Aus obigen Zahlen würde hervorgehen, daß der Geldwert des Verbrauchs pro Kopf der Bevölkerung in Preußen während des Jahres 1863 um 7 Thlr. 10 Sgr. höher war als im Jahre 1849. Geht man auf die Preise von 1849 zurück, so beträgt die Zunahme nur einen Thlr. 16 Sgr. Dem Geldwerte nach stehen mithin der gegenwärtigen Bevölkerung des

165) 4. Jahrg., S. 129.

preuß. Staats jährlich 17.05%, dem inneren Gehalte nach immer noch 3.57% mehr Mittel zur Befriedigung der durchschnittlichen Lebensbedürfnisse zu Gebote, als die Generationen von 1849 besaß.". Allzuviel Beweiskraft darf man freilich dieser „Statistik" nicht beimessen. Schon darum nicht, weil bei einem Drittel der Verzehrungs- und Verbrauchsgegenstände ein gleichbleibender Bedarf zugrunde gelegt wurde. Ganz so wirklichkeitsfremd, wie es zunächst scheint, mag jedoch auch diese Annahme nicht gewesen sein. Man muß dabei immer an die Lebenshaltung und Haushaltsführung von d a m a l s denken.

Immer mehr hingen die Löhne auch von den Konjunkturen ab. Besonders in den Konjunkturgewerben hoben und senkten sie sich mit den Preisen der Erzeugnisse. Nur „in a long run" waren mehr „hands" da, als gebraucht wurden. In Zeiten lebhafter Geschäftstätigkeit war stellenweise Mangel an ihnen. Wie damals das Auf und Ab der Löhne herbeigeführt wurde, erzählt Thun[166]: „Der Kampf um die höheren Löhne und besseren Arbeitsbedingungen ist ... kein Massen-, sondern ein Einzelkampf, und sein Mittel ist der Vertragsbruch. Das Resultat dieses Guerillakrieges ist fast (immer) das nämliche. Bei guter Konjunktur erschleichen die Arbeiter sich gute Löhne und ihr Uebermut kennt keine Grenzen; beim Rückgange derselben sind sie ganz schutz- und wehrlos aller Willkür preisgegeben, und selbst bei offenbarem Unrecht wagen sie nicht, sich zu widersetzen; rafft sich einer auf und bittet seine Genossen, für ihn Zeugnis abzulegen, so begleitet ihn keiner, um seinen Verdienst nicht zu verlieren." Der Vertragsbruch wurde zumeist nicht gemeinschaftlich begangen. Die Arbeiter vieler Gegenden sympathisierten nicht mit den Streiks. Der Vertragsbruch war in der Regel Sache des Einzelnen, wie es ja auch heute noch bei den Wanderarbeitern Brauch ist.

So wurde es auch der ungelernten Industriearbeiterschaft ermöglicht, wenigstens den Reallohn von früher annähernd zu behaupten. Selbst dies gelang den Landarbeitern nicht. Nach Frantz[167] kam Dieterici 1855 zu dem Ergebnis, daß dienstberechtigte Grundbesitzer für die Aufhebung von 6 174 144 Spann- und 21 105 677 Handdiensttagen mit einer

166) a. a. O. S. 34.
167) a. a. O. S. 532.

Entschädigung von 8 444 478 Thlr. abgefunden worden waren. „Rechnet man nun", fährt Frantz fort, „1 Spanntag = 2 Handdiensttagen (nach dem Edikt vom 14. Sept. 1811 über Regulierung gutsherrlich-bäuerlicher Verhältnisse sollte ein Pferd Spanndienst = 1 Mannshanddienst = 2 Metzen Roggen gesetzt werden), so ist 1 Handdiensttag durchschnittlich mehr als 7½ Sgr. wert angenommen. Mann und Frau müßten nach diesem Durchschnitt täglich 7½ Sgr. und 5 Sgr. 7½ Pfg. zusammen 13 Sgr. Tagelohn verdienen können; das gäbe dann eine Jahreseinnahme von 156 Thlr. Die ländliche Lohnarbeit gewährt in Preußen nirgends (!) im Mittelsatz ein solches Einkommen, ein Beweis, daß die Tagelöhne bei der Landwirtschaft keineswegs dem Preisstande des Getreides und dem nach ihm bestimmten Reinertrage des Bodens entsprechen." Um auch nur das Niveau von 1811 zu wahren, hätten in der Saison die männlichen Landarbeiter über 10 Sgr. und die weiblichen über 7½ Sgr. erhalten müssen. Diese Sätze wurden aber selbst von den Höchstsätzen nicht erreicht, geschweige denn von den Mittelsätzen. Als Höchstsätze nennt Frantz für Männer 9 bis 10 Sgr., für Frauen 2½ bis 7½ Sgr. Für weiteren Zugang nach der Stadt war also, trotz eines stagnierenden Reallohns daselbst, Sorge getragen.

Reichten schon um die Mitte des Jahrhunderts die Wohngebäude der Städte und Industriedistrikte nicht mehr recht für die sich hier zusammendrängende Bevölkerung aus, so verschlimmerten sich die Zustände in den 50er und 60er Jahren immer mehr. Die Bautätigkeit blieb überall hinter dem Bevölkerungwachstum zurück. Von den Wohnungsverhältnissen Aachens dieser Zeit schreibt Thun[168], daß es „an Elend und Entsetzen" alles spätere weit in den Schatten gestellt habe. Hier belebte sich erst die Bautätigkeit in den 60er Jahren. Und was bescherte sie den Arbeitern? Von den Neubauten der Proletariergegend gibt Thun folgende abstoßende Schilderung: „Treten wir ein in das Haus der Königstr. Nr. 1; dort hat der Hof die Form eines schmalen, langgestreckten Rechtecks, welches unter rechtem Winkel zweimal ein Knie macht; die Breite mißt kaum 2 Schritt, und an der geräumigsten Stelle wird sie noch durch eine Mauer durchschnitten, da dieser Raum 2 (!) Häusern als Hof dient.

168) a. a. O. S. 56.

Nebenan ist die „Arche Noäh", ein Zellenhaus in der Form eines weit in den Hinterhof sich erstreckenden Rechtecks mit 2 quadratischen Höfen von je 4 Schritt, während zu allen Seiten die in der Straße üblichen 4 Stockwerke emporstarren, verziert durch die zum Trocknen herausgehängten zerlumpten Hemden, Hosen und anderen nicht verpfändbaren Kleidungsstücke ... Im Innern des Hauses bildet jede Zelle eine Arbeiterwohnung; sobald die Familie etwas zahlreich ist, erscheint die Stube überfüllt: ja, es haben mir glaubwürdige Männer, deren Zeugnis durch keinerlei Sympathien für Arbeiter verdächtig erscheinen könnte, wiederholt versichert, daß bei der Volkszählung 1871 vielfach in einem Zimmer 2 Familien angetroffen worden sind, welche ihren Anteil an der Stube durch Kreidestriche abgetrennt hatten. In solchen Räumen wohnen, kochen und schlafen die Armen. Da sind die beiden Häuser an der Königstraße, die einzigen Ueberbleibsel aus der Zeit vor 1656, trotz ihrer Baufälligkeit, ihren niedrigen Decken, kleinen Fenstern und wahren Hühnersteigen doch noch geräumiger im Innern, mit freiem Blicke auf den Garten. Sie waren eben noch für selbstständige Handwerkerfamilien der alten Zeit eingerichtet; die modernen Spekulationsbauten sind es nur für „Arbeiter" und suchen aus der möglichsten Parzellierung der Wohngelasse den größten Nutzen zu ziehen." In solchen Räumen brauchten aber nur die am schlechtesten gelohnten Arbeiter zu wohnen. Ueberall in Aachen gab es nach Thun auch Familien mit zwei Stuben, „und die Blumen vor dem Fenster verkünden dem Untenstehenden, was er oben zu erwarten hat. Wer von den bestgelohnten Arbeitern 5 Thlr. für den monatlichen Mietszins anwenden konnte, der konnte gar aus einer verfehlten Bauspekulation Nutzen ziehen und in dem für die Reichen bestimmten Rehmviertel eine Wohnung bekommen. Dort geleiten vom Marmorboden reichgeschnitzte Geländer die Freitreppe hinauf, „und kaum wagt man, unangemeldet einzutreten; ... doch statt des geträumten prachtvollen Stehspiegels gewahrt man ein grelles Oelbild des Papstes, statt des reichen Kamines einen einfachen, gußeisernen Kochherd, und wo einst die Nippessächelchen der gnädigen Frau stehen sollten, rollen die Kartoffeln."[169]

169) Thun, a. a. O. S. 62 f.

Wie in den Städten nahm damals die Wohnungsnot vielfach auch in den Distrikten der ländlichen Hausindustrie überhand. Ueber die Beschaffenheit der Häuschen der schlesischen Weber verlautet leider nichts in den bereits erwähnten Gutachten der Landräte. Nur über deren Bauart (!) weiß der Bolkenhainer ein langes und breites mitzuteilen. Er legitimiert sich eben als echter Bürokrat. Bezeichnend für ihn ist es auch, daß er nur beiläufig erwähnt, daß die typischen Weberhäuschen „Leerhäuser" waren, d. h. Häuschen ohne jeden Landbesitz. Hier gab es also keine Verbindung der Hausindustrie mit der Landwirtschaft mehr. Der Verlust der Parzellen war aber gewiß nicht die allerschrecklichste Begleiterscheinung des anhaltenden furchtbaren Elends. Auch das Häuschen selbst und seine Ausstattung kann nicht verschont worden sein. Im Gegensatz hierzu sind wir über die wachsende Wohnungsnot in der thüringischen Hausindustrie durch Em. Sax zulänglich informiert. Die Bevölkerung wuchs auch hier rapid an. Die Häuschen der Spielwaren„fabrikanten" in Sonneberg und Umgegend wurden aber nur um wenige vermehrt, sodaß sie immer voller wurden. „Man muß nur die Häuschen gesehen haben, in welchen 25, 30 und mehr Menschen über und neben einander gestopft wohnen, einstöckige Gebäude mit wenigen Fenstern Front! in den krassesten Fällen, freilich nur in den allerkrassesten, schreitet die Sanitätspolitzei ein und delogiert die Bewohner. So zeigte mir der Physikus ein zweistöckiges Haus mit 5 Fenstern Front, welches von 58 Personen bewohnt war, bis es polizeilich geräumt werden mußte."[170] Sax führt uns auch in die Häuser. „Die Wohnungen bestehen gewöhnlich aus Stube und Kammer, die Räume sind niedrig und von Haus- und Handwerksgerät vollgepfropft. Schmucklos ist das Innere, ärmlich der Hausrat. In der Stube wird Sommer wie Winter ununterbrochen geheizt, damit die Ware schneller trocknet, die rings um den Herd auf Stangen und Brettern steht. Am Ofen ist eine Vorrichtung angebracht, um heißes Wasser zu halten, der aufsteigende Wasserdunst schlägt sich in der kälteren Schlafkammer nieder und vermehrt dort die natürliche Feuchtigkeit. Die Arbeitsstube, zugleich Küche und Wohnstube, wo sich die Kinder drängen, und wo der Meister sein Werk verrichtet, ist gewöhnlich licht, ihre Fen-

170) Em. Sax, Die Hausindustrie in Thüringen, Teil I, S. 38.

ster gehen auf die Gasse; dagegen ist die Kammer selten ventilierbar und noch seltener ventiliert. Sie enthält gerade Raum genug für zwei oder drei Betten, die so nahe beisammen stehen, daß zwischen ihnen kein Durchgang freibleibt; man steigt dann oder wälzt sich von einem Bette in das andere. Nachts dient jedes Bette zwei Personen zur Lagerstätte, oft schlafen drei, nicht selten vier Personen beisammen in einem Bett, zwei mit dem Kopf nach aufwärts und zwei nach abwärts." „Unter der Woche wird nicht gekehrt, es sammeln sich an den Werkeltagen die Abfälle bei der Arbeit zu stattlichen Haufen an, welche erst am Sonnabend Nachmittag hinausgeräumt werden, wenn die Ware in Schanzen getan ist, um aufs Kontor getragen zu werden. Dann wird alles Hausgerät gescheuert und der Fußboden aufgewaschen, aber selten erstreckt sich die Reinigung bis auf die Schlafkammer, welche vielmehr in ihrem gewohnheitsmäßigen Schmutze bleibt. Wenn ich mit dem Exekutor komme, sagte mir der Bezirksvorstand, dann finde ich öfters die Mutter den Kindern die Wäsche machen, während die Kleinen sich nackend auf dem Boden wälzen, sie haben eben nur ein Hemd, das gerade für den Sonntag rein gewaschen wird; die Alten sind schon besser daran, sie haben zwei Hemden, eins auf dem Leib und eins auf dem Zaun." Bei voller Beschäftigung hatten selbst die „Drücker" noch etwas höheren Verdienst als die schlesischen Weber. Die „Bossierer" hatten dann ungefähr doppelt so viel wie die Drücker. Volle Beschäftigung hatten sie aber nur sechs Monate im Jahre. Ein Fabrikkaufmann sagte zu Sax: „Es ist mir ein Rätsel, wie der Arbeiter hier im Winter lebt. Hoch angeschlagen hat er sechs Monate regelmäßig zu tun, und da arbeitet er von der Hand in den Mund; von Ersparnissen ist keine Rede, Vermögen ist selten vorhanden, wie also bringt sich der Arbeiter durch?" Sax gibt zur Antwort, daß einige im Forst Arbeit bekommen, daß man nach Möglichkeit borgt bei „staunenswerter Genügsamkeit" im Konsum. Gefährdet ward die Existenzmöglichkeit der Sonneberger Hausindustriellen nicht so sehr durch die Maschinen wie durch die Rationalisierung der Arbeit in den Manufakturen. „Durch das Uebergewicht des Großkapitals und durch rationelle Gestaltung des Produktionsprozesses üben diese Spielwarenmanufakturen eine erdrückende Konkurrenz gegenüber den kapitalsarmen klei-

nen Hausindustriellen und winden ihnen einen „besten Artikel" nach dem andern aus der Hand."[171] Hinzu kam dann noch der Leichtsinn bei Etablierungen. Der Rohstoff wurde jedem „geborgt". Zu bemerken ist, daß auch in Thüringen die Verbindung der Hausindustrie mit der Landwirtschaft sich löste. Von Zählung zu Zählung nahmen die „Landbesitzer" unter den Hausindustriellen ab. 1875 waren es in Sonneberg nur noch 60 bei insgesamt 1594 Haushaltungen. Mitberücksichtigt war dabei auch der kleinste oder, um mit Sax zu sprechen, „handbreite" Landfetzen.

Auf den Gesundheitszustand der gesamten Bevölkerung scheint die Zunahme der Industriealisierung und Urbanisierung keinen nachteiligen Einfluß ausgeübt zu haben. Jedenfalls ist in den industriereichsten Gegenden nicht eine Zu- sondern Abnahme der Sterblichkeit festzustellen. Es starb in der Rheinprovinz jährlich Einer

	von Lebenden
im Jahrzehnt 1841/50	38,09
im Jahrzehnt 1851/60	40,14

Um fast den gleichen Betrag nahm die Sterblichkeit in der Provinz Westfalen ab. Hier starb jährlich Einer

	von Lebenden
im Jahrzehnt 1841/50	38,21
im Jahrzehnt 1851/60	40,40[172]

Ebenso stand es im Königreich Sachsen, wo jährlich Einer starb

		von Lebenden
im Durchschnitt der Jahre	46/47	34
	49/50	33,8
	52/53	35,1
	55/56	34
	58/59	35,8
	61/62	36,1[173]

Leider läßt sich statistisch nicht feststellen, welche gesundheitlichen Folgen die zunehmende Urbanisierung und Industrialisierung für die Industriearbeiterschaft allein hatten. Uns ist es lediglich bekannt, daß es je nach der Beschäftigung, Entlöhnung und Lebensführung ganz verschiedene

171) Sax, a. a. O. S. 23.
172) Nach Frantz, a. a. O. S. 71.
173) Nach der Zeitschr. des stat. Büros des kgl. sächs. Ministeriums des Innern, 8. Jahrg., S. 146.

waren. Nichts Gutes weiß Thun[174] aus Aachen mitzuteilen. „Fast die Hälfte der Kinder der arbeitenden Klasse stirbt vor Ablauf des ersten Lebensjahres!" Als Hauptgrund dafür glaubt er die verfehlte Ernährung der Kinder nennen zu müssen. Den Säuglingen wurden die „entsetzlichsten Dinge" z. B. „Corintheschеermulle" in den Mund gestopft. Die Mütter mißachteten die ärztlichen Gebote. „Das sollte noch fehlen! Ich will mein Kind ebenso ernähren wie die Reichen!" In den bergischen Landen dagegen griff vornehmlich die Beschäftigung die Gesundheit der Arbeiterschaft vorzeitig an. „Obwohl Sprößlinge gesunder, kräftiger und solider Mütter, in ihrem zartesten Alter sorgfältig gepflegt und zu keinerlei harter Arbeit angehalten, leiden die Stahl- und Eisenarbeiter doch sehr unter der späteren Beschäftigung und Lebensweise. Die physische Charakteristik der Schmiede ist leicht: Flache Brust und gebückte Haltung, derbe, volle Arme im Gegensatz zu dem sonst mageren Körper. Auffallend groß ist die Anzahl der Totgeburten und Militäruntauglichen im bergischen Lande mit seiner uralten Industriebevölkerung und seinen rauhen, klimatischen Verhältnissen."[175] Nach Ollendorf[176] entfielen von den im Zeitraum 1850 bis 74 eingetretenen Todesfällen des Remscheider-Solinger Industriereviers auf die Altersklassen

	20—50 Jahre	über 50 Jahre
bei den Schleifern	81,7%	13,3%
Feilenhauern	66,7%	33,1%
Feilern	62,6%	37,4%
Eisenarbeitern im engeren Sinne	56,3%	43,7%

Für Berlin stellte Engel folgendes fest. Es starben vor dem 50. Lebensjahre

bei den Zigarrenmachern	92,39%
Graveuren	86,27%
Schriftsetzern	84,51%
Steindruckern	84,09%
Maschinenbauern	80,00%
Papiermachern	71,43%
Metallgießern	67,74%
Gold- und Silberarbeitern	62,13%
Tuchscheerern	58,82%
Arbeitsleuten, Tagelöhnern	58,60%

Dem seien gegenübergestellt die Todesfälle der unter 50 Jahre Alten

bei den Ackerbürgern in Höhe von	47,83%
Gärtnern	47,57%
Beamten, Schreibern	40,04%
Lehrern	30,31%

Man darf freilich nicht vergessen, daß von den selbständigen Handwerken ebenso viele außerordentlich gefahrbringend waren. An erster Stelle stehen hier die Brauer, Buchbinder, Dach- und Schieferdecker usw.[177]

Ein wahres Pandaemonium traf Em. Sax[178] in der Phosphor-Zündhölzchenindustrie in Neustadt am Rennsteig an. „Alles im Hause, Personen und Gegenstände, ist phosphorbeschmutzt: besonders der Fußboden, in den zahlreichen Ritzen der Dielen, birgt ein sich ewig erneuerndes Gemenge von abgefallenen Zündkappen, verschleuderten Zündhölzchen, Phosphorstaub und anderem Schmutz. Kinder in so zartem Alter, daß sie unmöglich zur Arbeit gebraucht werden können, sind doch allen Schädigungen derselben ausgesetzt, indem sie auf dem vergifteten Boden herumkriechen und mit den Eltern die gleiche Pestluft atmen."[179] Von den Phosphorarbeitern gibt Sax folgende Schilderung: „Kaum eine erfreuliche Gestalt, die meisten verkümmert, eingefallen und frühzeitig gealtert, einzelne mit den schauerlichen Merkmalen der überstandenen Nekrose (Kiefernbrand) im Gesicht."[180] Große Besorgnis mußte auch in den technisch weniger gefährdeten Teilen der Thüringischen Hausindustrie der Gesundheitszustand der Arbeiter erregen. „Trotz der frischen Waldluft, welche der Wind von allen Höhen hinab in die Gassen weht, sind die Leute matt und siech, schauen trüb und übernächtigt aus, — die Haltung gebückt, der Brustkorb flach, die Statur klein; das ist die Rasse der Spielwarenmacher auf dem Thüringer Wald! In den Bauernortschaften kräftige, wohlgebildete Kinder, hier abgemagerte Haut, das Zeichen schlechter Ernährung."[181] Von den Sonneberger Ar-

174) a. a. O. S. 67.
175) Thun, a. a. O. Teil II, S. 154.
176) a. a. O. S. 63.
177) Alles nach Frantz, a. a. O. S. 119.
178) a. a. O. Teil III, S. 78 ff.
179) Sax, a. a. O. S. 82.
180) Sax, a. a. O. Teil I, S. 44.
181) Sax, a. a. O. Teil I, S. 44.

beitern fiel fast die Hälfte aller im Alter von über 15 Jahren Sterbenden Lungenkrankheiten zum Opfer.

Die nachteiligen Wirkungen speziell der Urbanisierung zeigt besonders deutlich folgende Gegenüberstellung. Im Königreich Sachsen starb jährlich einer

	von lebenden Stadt-	Land-bewohnern
1846/47	32,6	35,0
49/50	31,3	35,2
52/53	33,8	36,5
55/56	31,6	36,5
58/59	33,6	37,3
61/62	34,5	37,2

		in der Stadt	auf dem Lande
1846/47 bei	0—6 Jahren	9,27	8,20
	6—14	0,49	0,47
	14—20	0,54	0,45
	20—30	0,93	0,68
	30—40	1,27	0,98
	40—50	1,72	1,47
	50—60	3,12	3,04
	60—70	6,94	7,33
	70—80	17,11	17,20
	80—90	33,96	36,48
	90—100	87,50	48,32

		in der Stadt	auf dem Lande
1861/62 bei	0—6 Jahren	10,43	9,10
	6—14	0,48	0,46
	14—20	0,46	0,39
	20—30	0,84	0,62
	30—40	1,20	0,91
	40—50	1,59	1,38
	50—60	2,77	2,42
	60—70	5,53	5,54
	70—80	12,84	12,63
	80—90	23,66	23,88
	90—100	30,56	44,64

182) In der Zeitschrift des stat. Büros des kgl. sächs. Minist. des Innern, 8. Jahrg., S. 144.

5. Kapitel.

An der Schwelle der kapitalantagonistischen proletarischen Ideologie.

Insgesamt befindet sich sonach die Industriearbeiterschaft in den 60er Jahren knapp vor der Zeit, von der Mitscherlich[183] schreibt: „Durch die Schattenseiten der einzelwirtschaftlichen Wirtschaftsordnung wird ein ungeheurer Druck auf die Massen des Proletariats hervorgerufen. Es wird in ihm eine Seelenstimmung erzeugt, die in ihrer Not nach einem Erlöser schreit. Die Massen werden reif, sich in die Hände eines Apostels zu geben, sie verlangen nach einem Paradies." Immer größere Scharen von Arbeitern wurden in den Bann des Kapitalismus gezwungen. Immer mehr mußten es spüren, was es bedeutet, in jeder Zeit lösbarem Arbeitsverhältnis ganz allein da zu stehen. Von einer immer größeren Schar forderte man ein bestimmtes, für alle gleiches Mindestmaß von Leistungsfähigkeit. Wehe den Kranken, und wehe den Alten und Siechen! Auch die Schrecken einer massenweisen Arbeitslosigkeit hatten bereits viele durchgemacht. Mit der immer mehr überhandnehmenden Einseitigkeit der Ausbildung wuchs die Furcht vor diesem Übel ständig an. Dem einseitig Ausgebildeteten war das „Arbeitsuchen" furchtbar schwer gemacht. Sombart gibt im „Proletariat"[184] eine treffliche Schilderung dieses Arbeitsuchens: „Die Mutter sitzt mit den Kindern daheim in der Stube und harrt der Wiederkunft des Mannes, der Arbeit suchen gegangen ist. Dasselbe Lied seit 4 Wochen: Der kräftige Mann, dem Arbeitslust aus allen Mienen spricht, ohne Stellung. Die kleinen Ersparnisse sind aufgezehrt, die Wertgegenstände versetzt, beim Krämer läuft die Rechnung auf, nächstens wird auch von ihm nichts mehr geliefert werden; man muß daran denken, die nötigsten Kleider und Betten ins Pfandhaus zu tragen; der Wirt droht mit Kündigung, weil man mit der Monatszahlung im Rückstande ist. Und man will ja so gern arbeiten, arbeiten von früh bis spät, um die Not zu bannen. Aber es gibt keine Arbeit. Der Mann wurde entlassen, weil der Geschäftsgang anfing, flau zu werden; mit ihm erhielten ein paar tausend Kollegen die Kündigung. Und

183) Eine Wirtschaftsstufentheorie, S. 36.
184) S. 61.

alle Bitterkeit, aller Jammer schafft nicht die leiseste Möglichkeit, wieder zu Arbeit und zu Verdienst zu kommen." Von dem Freiheitsrausch der ersten Zeit war nichts mehr zu spüren. Die Spanne Zeit, wo alles gut gegangen war, war nur zu schnell vorbei.

Bis auf Ausnahmen verharrte aber noch immer der geistig regere Teil der Gelernten im kleinbürgerlichen Lager. Und immer noch führten die übrigen Arbeiter, Gelernte wie Ungelernte, ein Leben wie von jeher, so recht in den Tag hinein. Ja, die beiden, hier die Gelernten und da die Ungelernten, waren getrennt durch eine tiefe soziale Kluft. Sogar in der Textilindustrie war es so, obgleich dort die einer handwerksmäßigen Schulung Entbehrenden häufig das größere Einkommen hatten. In Kettwig a. d. Ruhr bekam nach Thun[185] ein geschickter Zanellaweber, der als Spul- oder Fadenkind angefangen hatte und mit 14 oder 15 Jahren an den Kraftstuhl gekommen war, 2—4 Mark mehr pro Woche als ein gemeinhin in der Hausweberei herangebildeter Maschinentuchweber und dieser ebenso viel mehr als ein Handweber. „Trotz dieses mit wachsenden Schwierigkeiten fallenden Verdienstes und trotz der mit dem Uebergange von der einen zur anderen Arbeitsweise verbundenen Lehrzeit von einem bis zwei Monaten streben die Weber dennoch danach, diese Uebergänge zu vollziehen, weil die Zulassung zur Handweberei als höchste Qualifikation von den dortigen Arbeitern angesehen wird." Auf der sozialen Stufenleiter hatte also der Handweber einen höheren Platz als der Maschinenweber.

Darum ging es anfangs den handwerksmäßig Geschulten durchaus nicht in den Kopf, daß sie eigentlich garnichts anderes als die Ungelernten waren.

Welche Mühe gab sich Lassalle in dem Vortrage „Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes", gehalten am 12. April 1862 in dem Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt", also in nächster Nähe der Borsig'schen und anderer Maschinenfabriken, den Arbeiterstand recht hoch und ideal hinzustellen, um wenigstens zwei oder drei (!) von seinen Zuhörern soweit zu begeistern, daß sie sich als Arbeiter fühlten. Er gab dem Arbeiterstand die Aufgabe,

185) a. a. O. Teil I, S. 36.

sein eigenes Prinzip „zum Prinzip des gesamten Zeitalters zu erheben, seine Idee zur leitenden Idee der ganzen Gesellschaft zu machen und so diese wieder zu einem Abbilde seines eigenen Gepräges zu gestalten." Alle Angehörigen des Arbeiterstandes hätten darum die Pflicht einer ganz anderen Haltung. „Die hohe weltgeschichtliche Ehre dieser Bestimmung muß alle Ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müssigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll!"

Lassalle fand aber weder 1862 noch in der folgenden Zeit bis zu seinem Tode Anklang bei der Berliner Arbeiterschaft. Bernstein[186] sagt dazu: „So hinreißend seine der Aufklärung bestimmten Boschüren geschrieben waren, so starken Eindruck seine Vorträge in Berlin gemacht hatten, so lange er nur als Vertreter der äußeren Linken der Demokratie erschienen war, so sehr stieß sein Auftreten selbst bei Arbeitern an, nachdem er in offene Gegnerschaft zur Fortschrittspartei und speziell Schulze-Delitzsch getreten war. Die Tonart, die er in seinen öffentlichen Erklärungen gerade in Berlin anschlug, sowie andere Äußerlichkeiten stachen für den Mann aus dem Volke unvorteilhaft von dem spießbürgerlichen, aber einer gewissen Wärme für den Arbeiter nicht entbehrenden Auftreten Schultze-Delitzsch's ab, zumal dieser für den altpreußischen Arbeiter der Mann war, der in der Reaktionszeit sich tatkräftig seiner angenommen hatte. Auch sahen die sozialdemokratischen Vorschläge Schulze-Delitzsch's immerhin mehr nach Wirklichkeit aus, als Lassalle's (Produktiv-) Genossenschaftsplan. Dieser war Zukunftsmusik, eine Staatssubvention von seiten des gegebenen preußischen Staats konnte für die Arbeiter bestenfalls nur ein Danaergeschenk sein." Noch glaubten sie felsenfest daran, daß in der Selbsthilfe und Selbstverantwortung allein den Arbeitern die Mittel geboten sind, eine ihrer würdige Stellung in der staatlichen Gesellschaft einzunehmen, „wie in der Resolution zu lesen steht, die im Schulze-Delitz'schen Arbeiterverein am 19. April 1863 anläßlich des „offenen Antwortschreibens" Lassalles an das Leipziger Zentralkomitee

186) Gesch. d. Berl. Arb.-Bewegung, S. 111 f.

angenommen wurde. Neben diesem florierenden Schulze-Delitz'schen Arbeiterverein konnte die Berliner Gemeinde des von Lassalle am 23. Mai 1863 in Leipzig gegründeten „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins" sich lange Zeit kaum behaupten. Von ihren wenigen Dutzend Mitgliedern war zudem noch eine größere Zahl Nichtarbeiter. Lassalle verscherzte sich viele Anhänger durch seine doktrinäre Indifferenz gegenüber der Koalitionsfreiheit. Doktrinär ist diese Indifferenz deshalb zu nennen, weil sie sich bei ihm aus dem berüchtigten „Ehernen Lohngesetz" herleitete, demzufolge der Lohn auf die Dauer nicht über das Existenzminimum steigen konnte, ohne daß Koalition bezw. Nichtkoalition der Arbeiter dabei eine Rolle spielte. Da der geistig regere Teil der Arbeiterschaft durchweg aus handwerksmäßig Geschulten bestand und die handwerksmäßig Geschulten zumeist wesentlich höheren Lohn bekamen als die Ungelernten, fand bei ihnen dieses angebliche Gesetz keinen Anklang. Sie sahen in der Koalition eine Stärkung ihrer Kraft. Deshalb forderten sie ein uneingeschränktes Koalitionsrecht. Auch das Manchestertum befürwortete im Prinzip die Aufhebung der Koalitionsverbote. Welche Erwägungen dabei maßgebend waren, ersieht man am klarsten aus dem Berichte der Handelskammer Düsseldorf für das Jahr 1864. „Die Kammer erkennt in der Aufhebung der die Koalition der Arbeitgeber und Arbeitnehmer verbietenden §§ 181 und 182 der Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 nicht nur ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern auch der praktischen Notwendigkeit. Diese Bestimmungen, welche das in allen zivilisierten Staaten meistens geltende Prinzip des freien Vertragsrechts alterieren, dürfen schon vom rechtlichen Standpunkt aus schwer zu verteidigen sein. Aber abgesehen davon stört sich der Arbeiter, wenn er in Aufregung ist, und seine heiligsten Menschenrechte verletzt wähnt, wenig an die bestehende gesetzliche Beschränkung. Die natürliche (!) Abhängigkeit des Arbeitgebers vom Arbeitnehmer und umgekehrt bildet in den Fällen, wo der Lohn geändert werden muß, den besten Regulator und macht strafrechtliche Bestimmungen nach dieser Richtung hin ganz überflüssig. Im Rheinlande gehört eine egoistische Ausbeutung der Arbeitskräfte zu den größten Seltenheiten, die Möglichkeit derselben wird schon durch die große Zahl der

Fabriken bedeutend abgeschwächt. Eine notwendige Bedingung bei der Aufhebung der angezogenen Paragraphen ist naturgemäß die Freizügigkeit, damit der Arbeiter, welcher an einem Orte seine Eixstenz nicht findet, sie ohne pekuniäre, für ihn meist unerschwingliche Opfer an einem anderen Orte suchen kann. Die Erfahrungen in England lehren, wie die Arbeiterstreiks fast ausschließlich mit den schwersten Nachteilen für den Arbeiter enden (!). Der deutsche Arbeiter bedarf indes keines Schutzes gegen sich selbst, er ist dem englischen an Sittlichkeit und Intelligenz weit (!) überlegen und sieht ein, daß der Fabrikant weit eher persönliche Opfer bringen kann (soll wohl heißen: vorübergehend Einbußen erleiden kann), als er selbst. Das eigene Interesse zeigt ihm den richtigen Weg. Sonach würde in der Rheinprovinz wenigstens die Koalitionsfreiheit die gegenwärtigen normalen Verhältnisse nicht erheblich ändern. Dagegen müssen Bestrebungen, wie sie sich in den Versammlungen der Arbeiter kundgeben, auf die Dauer der gesellschaftlichen Ordnung gefährlich werden. Die Führer dieser Versammlung machen namentlich die Leidenschaften rege, stellen die Arbeitgeber als Tyrannen und Blutsauger dar, predigen eine Lehre von der Verpflichtung der Staatshilfe und fordern unumwunden zum Kampfe der besitzlosen Klasse auf. Einwendungen gegen ihre Aussprüche werden mit Gewalttätigkeiten bedroht, so daß auch von einer freien Versammlung, in der jeder sprechen darf, nicht die Rede ist." Das Manchestertum erhoffte demnach von der Aufhebung des Koalitionsverbots eine völlige Freiheit des Arbeitsmarkts, einen Einheitspreis für bestimmte Fertigkeiten nach dem Marktgesetz von Angebot und Nachfrage. Der Beseitigung der stellenweise noch verbliebenen Beschränkungen der Freizügigkeit, — die wichtigste unter ihnen war das „Einzugsgeld" —, redete die Handelskammer zumindest noch aus einem anderen als dem angegebenen Grunde das Wort. Die Maßregel hätte nämlich die Heranziehung von Streikbrechern erleichtert. Man vergleiche nur einmal den Bericht der Düsseldorfer Handelskammer mit dem der Aachener Handelskammer für das gleiche Jahr. Dieser sagt: „Die Kammer spricht sich gegen die angeregte einfache (!!) Abschaffung der in den §§ 181 und 182 der Gewerbeordnung vom 17. Jan. 1845 enthaltenen Strafbestimmungen wider Erzwingung höherer Lohnsätze

durch Arbeitseinstellung aus, weil dieselbe unfehlbar zu anarchischen Bestrebungen führen und dem wirklichen Interesse der Arbeitnehmer entgegen sein würde. Ebenso wenig kann sie zugeben, daß der Wert an Arbeitskraft, gleichwie (!) jener der Ware sich nach Angebot und Nachfrage oder nach dem mehr oder weniger lebhaften Gange der Fabriken regeln müsse; denn zwischen Ware und Arbeiter besteht der wesentliche Unterschied, daß letzterer nicht leben kann, wenn ihm für seine Arbeitskraft, die zugleich sein ganzes Vermögen bildet, ein geringerer Preis vergütet wird, als sein Lebensunterhalt erfordert. Ein Minimalpreissatz darf sich mithin nur nach dem Werte der Subsistenzmittel richten. Keinesfalls wäre aber die als Ausgleichung für die aufgehobenen Strafbestimmungen mehrfach beantragte unbegrenzte Freizügigkeit zu empfehlen, welche bei Arbeitseinstellungen auswärtige Arbeitskräfte in unverhältnismäßiger Zahl heranziehen und die feiernden, einheimischen Arbeiter ohne weiteres zwingen würde, dem Willen der Arbeitgeber sich unbedingt zu fügen oder auszuwandern, also — anstatt zu versöhnen — den bittersten Haß gegen die Arbeitgeber zur Folge hätte. Es handelt sich um die Sicherstellung der Existenz des Arbeiters im arbeitsunfähigen Lebensalter, derart, daß er in einem seiner gewohnten Lebensweise angemessenen Wohlstande als selbständiger Mann dem Staate bis an sein Ende ein nützliches, das Eigentum achtendes Mitglied bleiben möge." Aus diesen Sätzen ersieht man, daß ihr Verfasser zwar auch nicht die Tragweite der Koalitionsfreiheit erkannte, aber als Sozialreformer seiner Zeit um Jahrzehnte voraus war. Tatsächlich kam es dann zu einer einfachen Abschaffung der Koalitionsverbote und zu der unbeschränkten Freizügigkeit.

Das Koalitionsrecht nutzten bezeichnenderweise zunächst nur die den Bildungsvereinen angehörenden Arbeiter in umfassender Weise aus. Die bloßen Bildungsvereine befriedigten sie nicht mehr. Neben der geistigen Hebung, ja sogar v o r ihr verlangten sie nach Interessenverbänden zur Besserung der materiellen Lage. Von einem solchen beruflichen „Fortbildungsverein" nahm auch das gesamte deutsche Gewerkschaftswesen seinen Ausgang, und zwar von dem Fortbildungsverein für Buchdrucker, der Anfang 1862 in Leipzig gegründet wurde. In Leipzig gerade deshalb, weil

Sachsen in der Aufhebung des Koalitionsverbotes von allen deutschen Staaten den Anfang gemacht hatte. Im März 1866 erließ der Fortbildungsverein mit Genehmigung der sächsischen Regierung einen Aufruf zur Beschickung eines zu Pfingsten 1866 nach Leipzig berufenen deutschen Buchdruckertages, der dann vom 20. bis 22. Mai unter der Beteiligung von 34 Abgeordneten, die 3187 Gehilfen aus 185 Städten vertraten, stattfand. Der Kongreß beschloß die Gründung des Deutschen Buchdruckerverbandes, dem jeder ausgelernte Buchdrucker oder Schriftgießer beitreten konnte."[187] Das 1868 in Berlin beschlossene Verbandsstatut zählt als Aufgaben des Buchdruckerverbandes auf: „1. Die Vereinigung der Gehilfen, eventuell mit den Prinzipalen, zur Hebung und Förderung des Berufes, Feststellung und Aufrechterhaltung der entsprechenden Arbeitspreise, Sicherstellung gegen unbefugte und maßlose Konkurrenz, Abschaffung aller regelmäßigen Sonntagsarbeit. 2. gründliche Regelung bezw. Besserung des Lehrlingswesens. 3. Errichtung und Erweiterung von Kranken-, Invaliden- und Viatikumskassen, Regelung der weiteren Unterstützungskassen, Förderung von Produktivgenossenschaften. 4. Hebung und Förderung der geistigen Fähigkeiten, würdige Pflege der Kollegialität, Hebung der Moral, Anschaffung von Bibliotheken, Einführung von Unterrichtsstunden, wissenschaftlichen und technischen Vorträgen usw., festes Zusammenhalten in allen Lagen und Gefahren des Berufes: gegenseitige Unterstützung." Mit alledem sollte und soll der Kapitalismus wohl gezügelt, aber nicht aus der Welt geschafft werden. Es sollte nicht etwas essentiell Neues an seine Stelle treten. Während Lassalle am liebsten mit dem Kopfe durch die Wand wollte, verstand es sein verschlagener Nachfolger in der Leitung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, von Schweitzer, geschickt in die neuen Bahnen der Gewerkschaftsbewegung einzulenken. Er unternahm mit Fritzsche 1868 die Gründung des „Deutschen Gewerkschaftsbundes", der aus 32 Berufsgruppen, den sog. Arbeiterschaften bestand. Ungefähr gleichzeitig kamen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine auf, die den Koalitionskampf im Prinzip ablehnten und die Lage der Arbeiter tunlichst im Einvernehmen mit den Arbeitgebern verbessern wollten. Schon vorher hatte der Bischof von Ketteler im Westen Deutschlands die christlich-sozialen Vereine ge-

187) Kulemann, Die Gewerkschaftsbewegung, 1900, S. 260.

gründet. In diesen Vereinen fanden relativ am meisten Ungelernte Aufnahme, in der Hauptsache bestand aber auch sie aus handwerksmäßig Geschulten.

Mächtige Kräfte arbeiteten aber bereits daran, eine völlige Verschmelzung der beiden Kategorien der Arbeiterschaft herbeizuführen.

Der „Verkrüppelungsprozeß" (Sombart) des selbständigen Handwerks, der immer neue Handwerke ergriff, ließ den einstigen Handwerkerstolz der handwerksmäßig Geschulten immer mehr schwinden. Viele gelernte Industriearbeiter hatten es jetzt wesentlich besser als der Durchschnitt der selbständigen Meister, als deren Gewerksgenossen sie sich früher gefühlt hatten. Man konnte also darauf nicht mehr recht stolz sein. Auch sonst hatte die Zeit dem Ehrgefühl der Gelernten Arges zugemutet. Von den einst so stolzen Bergknappen erzählt Hue[188]: „Manch elementare Ausbrüche der Arbeitererbitterung sind . . . erst zu begreifen, wenn man weiß, in wie rücksichtsloser, das Ehrgefühl der freien Bergarbeiter geradezu mit Füßen tretender Weise die Werksbesitzer von dem ihnen durch das Ausnahmegesetz gegen die Knappen verliehenen Recht zum Erlaß von Disziplinarvorschriften Gebrauch machten. Nach § 80 des sächsischen Berggesetzes von 1865 konnte bekanntlich ein Bergarbeiter sofort enlassen werden, wenn er sich den Anordnungen des Werksbesitzers oder seiner Stellvertreter wiederholt widersetzte. Man denkt dabei natürlich an Anordnungen, die zwecks Aufrechterhaltung und Sicherung des Betriebes ergangen sind, und wird die Androhung der Strafe wegen Mißachtung solcher Befehle billigen müssen. Aber was ordnen die Werksbesitzer alles an? . .. Wegen Verstößen, die auch der gewissenhafteste Arbeiter nicht vermeiden kann, z. B. unreine Förderung, ungenügende Füllung der Förderwagen, wurden bis zu 3 Schichtverdienste — der halbe Wochenlohn! — als Strafabzüge vorgesehen und nachweislich wirklich abgezogen! Nicht nur auf die Zeit, welche der Arbeiter sich laut Arbeitsordnung zum Werkdienst verpflichtet hatte, erstreckte sich seine Disziplinierung durch die gestrengen Werksherern, sondern diese maßten sich einfach das Recht an, den Arbeitern das „rechtzeitige Erscheinen bei Festlichkeiten etc." und zwar noch obendrein in vorschriftsmäßiger

188) a. a. O. S. 74—76.

Kleidung aufzuzwingen." In Preußen waren die Verhältnisse nicht anders wie in Sachsen. Die von der Bergbehörde bestätigte Arbeits- und Strafordnung für die Belegschaften der sämtlichen Berg- und Hüttenwerke im Bergamtsbezirk Waldenburg mit Ausschluß der Lausitz, in Kraft getreten 1860, bietet ein Schulbeispiel für die Auffassung der preußischen Bergwerksherren über den freien Arbeitsvertrag. In dieser Arbeitsordnung wurde den Arbeitern „unweigerliche" Unterwerfung und „vollständiger Gehorsam" gegenüber den Beamten zuzr Pflicht gemacht. Von einer genauen Bestimmung der Pflichten wurde in der Arbeitsordnung abgesehen."[189]

Das Allgemeine Berggesetz für Preußen von 1865 schränkte auch die Kassenrechte der Bergknappen ein. Es brachte die Knappschaftskassen unter die Kuratel der Werksbesitzer und verringerte die Mindestleistungen. „Ohne Übertreibung darf behauptet werden, daß die neuzeitliche Knappschaftsgesetzgebung den Knappschaftsgenossen insgesamt erhebliche Vermögensverluste eingetragen hat, die nicht etwa durch andere Vergünstigungen materieller Natur ausgeglichen worden sind. Im Gegenteil! Die von den Werksbesitzern ohne Widerspruch beschlossenen oder kraft ihrer wirtschaftlichen Übermacht den Arbeitern aufgezwungenen Kassenstatuten brachten in den nächsten Jahrzehnten immer weitere Verschlechterungen der Kassenleistungen."[190] Schon durch das Gesetz vom 12. Mai 1851 war den Gewerken eingeräumt worden: „1. die Wahl der Grubenbeamten, die Regulierung ihrer Geschäfte, ihres Lohnes, ihrer Dienstkaution sowie die Aufnahme von Dienstverträgen mit denselben, 2. die Kontrolle der gesamten Dienst- und Geschäftsführung der Grubenbeamten, die Ausübung allgemein bestehender oder durch Dienstverträge besonders festgestellter Kündigungsrechte gegen dieselben und die Stellung von Anträgen auf Untersuchung und unfreiwillige Dienstentlassung, 3. die Annahme und Entlassung der Arbeiter, insoweit diese nicht durch die Bergbehörde erfolgt, die Teilnahme an der Normierung des Normallohns der Arbeiter, auch die Anweisung außerordentlicher Krankenlöhne und besonderer Unterstützung aus der Grubenkasse" (§ 18). Die Bergknappen waren nicht mehr privilegierte Arbeiter. Alelnthalben war die Be-

189) Hue, a. a. O. S. 79.
190) Hue, a. a. O. S. 103.

triebsorganisation geändert worden. Die Techniker bekamen die Oberhand in den Betrieben. Der einst allmächtige Werkmeister hatte seine Rolle ausgespielt. Er genoß auch nicht mehr wie früher das Vertrauen der Masse der Arbeiter. Sie sahen vielmehr immer mehr in ihm den Gegenspieler, Aufpasser und Antreiber. Getrübt wurde ferner immer mehr das Verhältnis zu dem nicht proletarisierten Teil des Kleinbürgertums. Immer klarer zeigte sich dessen bourgeoiside Gesinnung, die ihn unvermeidlich mit der Arbeiterschaft entzweien mußte. Dementsprechend nahm auch in dem Schulze-Delitzschen Arbeiterverein bei anscheinend noch ungetrübter Stimmung von Jahr zu Jahr die „Neigung zur Gewitterbildung" zu. Es ergaben sich immer häufiger Meinungsverschiedenheiten zwischen Schulze-Delitzsch und seinen Schülern einerseits und dem energischeren Teil der Arbeiterschaft andererseits. Dies blieb selbstverständlich von Schweitzer, von Hofstetten und anderen führenden Lassalleanern nicht verborgen. Ihre Klugheit gebot ihnen aber, nirgends, auch nicht in ihrem Publikationsorgan, dem „Sozialdemokrat", etwas davon durchblikken zu lassen. Sie diskreditierten lediglich ohne Unterlaß die Selbsthilfe unter möglichster Schonung der Empfindlichkeit der noch nicht Gewonnenen. Und das wurde ihnen nicht schwer. Die Unzulänglichkeit der Schulze-Delitzschen Gründungen zeigte sich immer deutlicher. „Die Schulzeschen Konsumvereine in Berlin, deren es etwa 20 gab, konnten es zu keiner Bedeutung bringen; die paar Produktivgenossenschaften, die ins Leben gerufen wurden, blieben auf Zwergexistenz beschränkt, und die Speisegenossenschaften, die man hatte gründen wollen, traten überhaupt nicht ins Leben; an ihrer Stelle wurde im Jahre 1866 in Gestalt der von Frau Lina Morgenstern gegründeten Volksküchen den Arbeitern Berlins ein Ersatz geboten, der, wie man ihn auch sonst beurteilen mag, mit dem Prinzip der Selbsthilfe nichts zu tun hatte. Nur die Spar- und Vorschußkassen gediehen, aber zeigten auch damit um so mehr ihren kleinbürgerlichen Charakter. Die Vorschußkasse ist Hilfe für den kleinen oder mittleren Unternehmer und kann daher dem Arbeiter um so weniger Interesse abgewinnen, je mehr die Klassenscheidung zwischen Unternehmer und Arbeiter vorschreitet."[191]

191) Bernstein, Gesch. d. Berl. Arb.-Bewegung, S. 131.

Durch all dies verschwand auf der einen Seite die Handwerksgesinnung der Gelernten. Auf der andern Seite wurde auch die Hörigkeitsgesinnung der Ungelernten untergraben.

Dazu trug schon der schnelle Stellenwechsel bei. Beiläufig spricht bereits Thun[192] davon: „Von nicht zu unterschätzender Bedeutung und von tiefer psychologischer Wirkung wurde der damals übliche Vertragsbruch. Nicht nur das erhöhte Verdienst veranlaßte zu demselben; mitwirkend war auch das Streben, die alten Fesseln zu lösen und durch oftmaligen Wechsel des Arbeitgebers die alte Abhängigkeit nicht mehr aufkommen zu lassen. Das dienstbare Verhältnis wurde dadurch gebrochen und das Selbstgefühl des Arbeiterstandes ganz ungemein gehoben." Thun hat damit unzweifelhaft recht. Das forcierte Tun läßt aber noch deutlich die starke innere Bindung erkennen, deren Lösung eben eine besondere Kraftanspannung erforderte.

Hörigkeitsgesinnung setzt eine gewissen Respekt voraus. Viele Arbeiter hatten aber damals vor ihrem Unternehmer nicht den geringsten Respekt, was uns auch garnicht in Verwunderung setzen darf. Man vergleiche nur folgende Stelle aus dem 1. Bande der ersten Auflage von Sombarts modernem Kapitalismus:[193] „Wo wir eigentlich Industrielle finden, stellen sie meist (!) noch jenen Typus des Knallprotzen dar, der das Parvenütum aus allen Poren schwitzt: Die erbärmlichste Karikatur, die jemals in der Weltgeschichte erzeugt ist, noch ohne recht eigenes Leben, ein Zwitter zwischen Prolet und Patrizier, unheilvoll vor allem für die ästhetische Entwicklung auch der gewerblichen Produktion: die berühmte „erste Generation" industrieller Unternehmer, von denen kein Land verschont geblieben ist."

Auch die Technik trug zur Beseitigung des Hörigkeitssinns bei. Die Ungelernten wurden immer weniger Handlanger für Mitarbeiter als solche. Sie wurden vielmehr gewissermaßen ein Rad an der Maschine, die sie bedienten, ein Glied in der Kette des Arbeitsprozesses. Unaufhaltsam schritt die Depersonalisierung ihrer Arbeit fort.

Das Schwinden des Hörigkeits- und Handwerkersinnes schuf zunächst nur die Möglichkeit eines Ineinanderwachsens, einer Verschmelzung beider Kategorien der Arbeiter.

192) a. a. O. Teil I, S. 202.
193) S. 482 f.

Die Egalität ihrer Stellung im Produktionsprozeß, die immer deutlicher bemerkbar wurde, tat ein übriges dazu.

Auch der einfältigste Arbeiter fühlte es, daß er letzten Endes nur noch Produktionsmittel war. An selbständiges Disponieren war überhaupt nicht zu denken. Ihre Berufsarbeit wurde ihnen allen unternehmer-, nicht mehr gottgewollt. Ebenso unternehmergewollt war ihnen ihre Entlöhnung. Daß sie dabei in Übertreibungen fielen, darf uns nicht Wunder nehmen. Denn die richtige Beurteilung dieser Dinge erfordert ein solches Maß von allgemein ökonomischem und Branchewissen, wie es nur die klügsten Gewerkschaftsführer besitzen.

Jeder Arbeitskonflikt trug ferner zur Annäherung der beiden Kategorien bei. Sie hatten immer denselben Gegner: ihren gemeinsamen Vertragspartner. Angesichts seiner Stärke mußte ganz von selbst dem Arbeiter die Erkenntnis aufgehen, daß Einigkeit stark macht, daß gemeinsames Vorgehen notwendig ist.

Mitten drin stehend im Fortschritt der Technik, konnte den Arbeitern auch die zunehmende Rentabilität nicht entgehen. Sie, die sich als Produktionsmittel fühlten, wurden stolz auf ihr gemeinsames Werk; ihr Selbstbewußtsein wuchs. Den Anteil des Unternehmertums an den Fortschritten, die sie umgaben, unterschätzten sie nur zu leicht, oder er entging ihnen ganz. Der Fortschritt ist ihnen ein Produkt der „Entwicklung". Und in der Entwicklung begriffen ist in ihren Augen die als eine allgemein menschliche Urkraft angesehene Wissenschaft. In den „Garantien der Harmonie und Freiheit" sagte schon Weitling:[194] „Die Basis (des ganzen Systems) sind die auf die Gesellschaft und die Individuen bezüglichen Naturgesetze. Der Fortschritt in den Wissenschaften ist darin der Mittelpunkt, in welchem sich alle physischen und geistigen Kräfte der Gesellschaft vereinigen und von welchem aus dieselben wieder neu belebt in alle Adern der gesellschaftlichen Ordnung ausströmen. Er allein (!) ist das einzige, unabänderliche Fundamentalgesetz der Gesellschaft, weil er die Konzentrierung aller auf die gesellschaftliche Ordnung anwendbaren Naturgesetze und der Inbegriff aller Verbesserungen und Vervollkommnungen ist." Nicht beachtet wird hier offenbar auch der Anteil der Erfinder und Theo-

194) S. 209.

retiker an dem technischen Fortschritt, der für etwas Automatisches gehalten wird, ähnlich wie die biologischen Entwicklungen. Aus diesen Auffassungen ergibt sich folgerichtigerweise ein „Dominationstrieb".[195] Man muß daher wohl Max Weber recht geben, der in seiner Artikelserie „Zur Psychophysik der Arbeit"[196] beiläufig sagt: „Daß ihrer Anlage nach spezifisch geweckte und gewandte, ihrer Rentabilität als „Produktionsmittel sich bewußte Arbeiter Gewerkschaftler und unter modernen Verhältnissen der Mehrheit nach Sozialdemokraten werden, ist sehr plausibel." Die Unternehmer halten sie für überflüssig. Zumindest aber glauben sie, den vollen Arbeitsertrag beanspruchen zu dürfen. Hier begegnen sich wieder Gelernte und Ungelernte in ihren gemeinsamen Wünschen.

Noch enger mußte das Solidaritätsgefühl bei Verschlechterung der Streikchancen zusammenschließen. Diese Solidarität zeigt sich dann in einem absichtlichen, gemeinschaftlichen „Bremsen" der Arbeit, womit eine „bewußte Einschränkung der Arbeitsleistung seitens des Arbeiters" gemeint ist. Auch hierüber spricht sich Max Weber in der soeben erwähnten Artikelserie näher aus. „Das Bremsen, nicht nur als das unwillkürliche, stimmungsmäßige, sondern das bewußte und absichtsvolle, findet sich auch beim Fehlen aller gewerkschaftlichen Organisation überall da, wo irgendwelches Maß von Solidaritätsgefühl in einer Arbeiterschaft, bewußt und hartnäckig, aber wortlos, mit dem Unternehmer um den Kaufpreis für ihre Leistung feilscht und ringt. Es kann sowohl die Erzwingung höherer Akkordsätze, wie, bei gleichbleibenden Akkordsätzen, die Erhaltung des traditionellen Tempos der Arbeit zum Zweck haben, wie endlich der Ausdruck einer ihrer Provenienz nach mehr oder minder deutlich bewußten Mißstimmung sein. Wo es das Mittel der Akkordpolitik der Arbeiterschaft ist, stellt es die unvermeidliche Akkordpolitik des Unternehmers, deren Folge die Arbeiterschaft kontinuirlich am eigenen Leibe spürt."

Auch das außerbetriebliche Leben begünstigte das Solidaritätsgefühl. War es doch bei aller Unterschiedlichkeit, verglichen mit der Lebensführung der Unternehmer, recht gleichförmig. Ein übriges taten dann noch Verschwägerung

195) Klages, Prinzipien der Charakterologie, S. 89.
196) Arch. f. Soz.-Wiss. und Soz.-Pol., XXVIII. Bd., 1909, S. 265.

und Vetter-, Bekannt- und Freundschaften. Die Kluft zwischen Arm und Reich war entstanden und wurde von Jahr zu Jahr breiter. Die sog. „relative Verelendung" (Kautsby) steigerte sich.

Zu voller Auswirkung kam dies jedoch erst in den folgenden Jahrzehnten.

Schluß.

Am Schlusse seiner Rede „Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" sagte Lassalle pathetisch: „Von den hohen Bergspitzen der Wissenschaft aus ... sieht man das Morgenrot des neuen Tages früher als unten in dem Gewühl des Tages ... Ein Purpursaum färbt rot und blutig den äußersten Horizont, das neue Licht verkündend, Nebel und Wolken raffen sich auf, ballen sich zusammen und werfen sich dem Morgenrot entgegen, seine Strahlen momentan verhüllend —, aber keine Macht der Erde vermag das langsame und majestätische Aufsteigen der Sonne selbst zu hindern, die eine Stunde später aller Welt sichtbar, hell leuchtend und erwärmend am Firmamente steht. Was eine Stunde in dem Naturschauspiel eines jeden Tags, das sind ein und zwei Jahrzehnte in dem noch weit imposanteren Schauspiel eines weltgeschichtlichen Sonnenaufgangs." Bezieht man den Sinn dieser Worte auf das „proletarische Gemeinsamkeitsbewußtsein" (Sombart), so läßt sich garnicht glücklicher die damalige Zeit kennzeichnen. Der Klio Griffel könnte „Vor Sonnenaufgang" darüber schreiben.

Für das Verständnis der Weiterentwicklung des Typus Proletarier ist es von größter Wichtigkeit, Klarheit darüber zu haben, ob das proletarische Gemeinsamkeitsbewußtsein ein Gegnerschaftsbewußtsein einschließt oder nicht. Nach Sombarts „Proletarischem Sozialismus"[197] braucht man dies nicht notwendig anzunehmen. Der Einschluß des Gegnerschaftsbewußtseins hat nach ihm zur Voraussetzung, daß „bestimmte feindselige Handlungen im nichtproletarischen, also insbesondere im bürgerlichen Lager und bei den Vertretern der Staatsgewalt vorkommen." Er zählt auf: Weit verbreiteres, brutales Verhalten ganzer Unternehmerschichten, ein zur Schau getragener Reichtum angesichts ausgesprochenen

197) Bd. II, S. 130 f.

Elends, eine allgemeine Abschließung, Klassendünkel der oberen Schichten, ungerechte Richtersprüche mit deutlichem Gepräge der Klassenjustiz. „Aber alles dies sind keine notwendigen, der kapitalistischen Entwicklung als solcher innewohnenden Vorkommnisse. Ihnen stehen vielmehr zahlreiche Tatsachen gegenüber, die Gefühl und Urteil des Lohnarbeiters im entgegengesetzten Sinne bestimmen. Dieser sieht sich doch einer bunten, sehr verschieden interessierten, weil sehr verschieden gestellten Menge von Personen außerhalb des Proletariats gegenüber. Er sieht fleißige Arbeiter auch drüben; er erblickt namentlich die Mehrzahl der Unternehmer in rastloser Tätigkeit, er sieht die Kirche, den Staat, die Monarchie tausendfach unabhängig vom Klasseninteresse der Bourgeosie sich betätigen."

Aber die Bourgeosie ist und bleibt doch trotz alledem eine privilegierte Klasse. „Die in den oberen Klassen unserer Zeit allgemein herrschende Vorstellung, daß der jetzige soziale Klassenunterschied die individuellen Abweichungen in wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Anlagen innerhalb der Bevölkerung getreu abspiegele, ist zum guten Teile nachweislich falsch, sowie im übrigen beinahe ganz und gar unbewiesen und unter den gegenwärtigen Verhältnissen unbeweisbar . . . Nur unter der Voraussetzung, daß alle Gleichbegabten bis zum reifen Alter die gleiche Erziehung genießen und beim Hinaustreten in die Berufstätigkeit über gleiche wirtschaftliche Mittel verfügen, läßt sich überhaupt entdekken, aus welcher Art Menschenmaterial die Nation eigentlich zusammengesetzt ist." (Gustaf F. Steffen.) Auch aus einer verkappten Klassenwirtschaft werden sich Klassenhaß und Klassenkampf nie völlig eliminieren lassen. Beide zurückzubilden ist die Aufgabe der korporativ gebundenen Wirtschaft, die nach Mitscherlich im Begriffe ist, die freie Wirtschaft abzulösen.

Lebenslauf.

Ich, Ewald Ottinger, katholisch, wurde am 13. Januar 1902 zu Parchwitz, Krs. Liegnitz, geboren als Sohn des Zollinspektors Rechnungsrat Heinrich Ottinger, verstorben am 7. Oktober 1920, und seiner Ehefrau Eva, geb. Balzer.

Vn Ostern 1908 bis Ostern 1911 besuchte ich eine Breslauer Volksschule, von Ostern 1911 an das humanistische staatliche St. Matthiasgymnasium zu Brelau, wo ich Ostern 1920 die Reifeprüfung ablegte.

Am 24. April gleichen Jahres wurde ich an der hiesigen Universität immatrikuliert und widmete mich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften.

Vorlesungen hörte ich bei folgenden Herren Professoren und Dozenten, deren ich hier in Dankbarkeit gedenke:

Bechtel, Bräuer, Brie, Bruck, Dietrich, Fischer, v. Freytag-Loringhoven, Helfritz, Hesse, Leonhard, Mitscherlich, Neuwiem, E. Obst, G. Obst, Rehme, Schmidt-Rimpler, Schönfeld, Schott, Volz.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle noch einmal Herrn Professor Dr. W. Mitscherlich meinen wärmsten Dank auszusprechen für die freundliche Unterstützung, die er mir bei Abfassung dieser Arbeit zuteil werden ließ.

Das Rigorosum bestand ich am 10. Juli 1926.